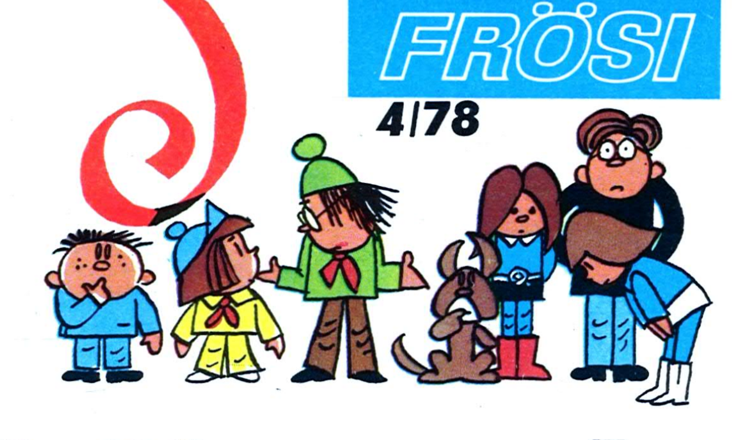


Bevor du nachstehenden Artikel liest, wollen wir mit dir ein kurzes, aber ernsthaftes Spiel betreiben.
Du weißt sicher, daß in der sozialistischen Gesellschaft nach Arbeitsleistung entlohnt wird.
„Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Leistungen", so heißt das Grundprinzip, nach dem sich der Anteil eines jeden Werktätigen regelt.
Aber es gibt noch Geld, das jede Familie erhält – ohne daß es in der Lohntüte steckt. Fällt das vom Himmel? Die wenigsten machen sich darüber ernsthaft Gedanken. Deshalb:

Schätze mal...



1. Wieviel Geld gibt unser Staat täglich jedem Schüler einer 7. Klasse zur Schulspeisung dazu? (Zur Erinnerung: ihr bezahlt 55 Pfennige.)

2. Wieviel Geld legt der Staat dazu, wenn du für die Benutzung von Bus, Bahn oder Straßenbahn eine Mark ausgibst?

3. Wieviel staatlicher Zuschuß steckt in 1000 Gramm Brot?

4. Wieviel Mark gab die DDR 1977 für die Schüler- und Kinderspeisung insgesamt aus?

5. Was läßt sich unsere Republik die Betreuung eines Krippenkindes jährlich kosten? (Zur Erinnerung: die Eltern bezahlen täglich als Anteil zur Verpflegung zwischen 80 Pfennig und 1,40 Mark.)

6. Wieviel zahlt unser Staat durchschnittlich für die gesamte Ausbildung eines jungen Facharbeiters?

7. Wieviel – natürlich durchschnittlich – erhielt eine Familie mit zwei Kindern monatlich aus dem gesellschaftlichen Fonds, dieser riesigen zusätzlichen Lohntüte?

Nichts kostet nichts? Sind Ferienheime "reales Geld"? "Teuer" – "billig" – "kostenlos" – Wörter voller Geheimnisse • Wer gibt, wenn wir nehmen? Werden auch im Stahlwerk billige Brötchen gebacken? Gibt es vom "Nichts" schon zuviel? Braucht der Zahnarzt kein Geld? Das Billige ist uns allen teuer • Fallen Schulbänke vom Himmel? Nichts kostet nichts!

KOSTET "KOSTENLOS" NICHTS?

Kapitel 1: Arbeit macht das Leben süß

Seien wir aufrichtig, liebe Freunde: Es gibt viele Pioniere, die sind Experten in Mondfragen, Spezialisten der Tiefsee und fast schon Fachleute der Kraftfahrzeugtechnik ... aber wenn es um die Ökonomie geht?

Ökonomie ist für viele noch ein geheimnisvolles Wort, das seine „Tore" höchstens für Wissenschaftler mit langem weißem Bart zwischen riesigen Bücherbergen öffnet. So denken noch manche.

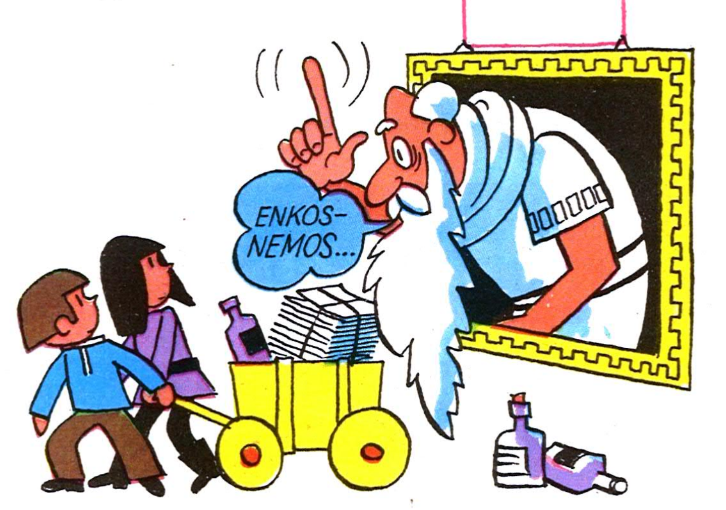
Doch Ökonomie fängt schon damit an, daß ihr Flaschen, Schrott und Alttextilien zum Altstoffhändler bringt oder im UTP keine Schrauben vermasselt.

Aber mal der Reihe nach:

Das Wort „Ökonomie" stammt aus dem Griechischen. Enkos – das Haus, Nemos – Gesetz, so heißen die beiden Wortgeschwister. Ökonomie ist also das Gesetz der Hauswirtschaft – sei es nun die Hauswirtschaft einer Familie oder eines Landes.

Die Grundlage einer Hauswirtschaft ist – das habt ihr ja schon selbst erfahren – die Arbeit. Denn wo nicht gekocht wird, kann man auch nicht essen.

Die Arbeit ist das große „Zaubermittel", das uns alles zum Leben Notwendige hervorbringt.



Alles was wir verbrauchen, aufessen, beschriften, zerschneiden oder anmalen, ist durch Arbeit entstanden: das Haus und das Brot, der Hut und der Stahl.

Also: Wenn alles durch Arbeit entsteht, können wir nur verbrauchen, was wir erarbeitet haben.

Oder: Je effektiver wir arbeiten, desto mehr haben wir.

Und: Je sparsamer jeder mit dem Ergebnis der Arbeit umgeht, desto mehr haben alle davon.

Kapitel 2: Für heute und morgen

Als Robinson Crusoe auf seiner Insel die erste ergiebige Ernte einbrachte, hätte er am liebsten jedes Korn zu Mehl gemahlen. Aber konnte er denn das? Wovon sollte er im nächsten Jahr säen? Also teilte sich Robinson die Ernte in zwei Gruppen: in das Getreide für den Magen und für die Aussaat im nächsten Jahr.

Was aber für den einsamen Inselbewohner galt, ist für die Planung unserer Gesellschaft um so wichtiger.

Durch die unermüdliche Arbeit der Werktätigen nimmt die „Ernte eines Jahres", nimmt das Arbeitsergebnis ständig zu. Die Wirtschaftswissenschaftler – so nennt man die Fachleute der sozialistischen Ökonomie – müssen immer besser berechnen, wieviel Produkte aufgegessen, verkonsumiert werden können und was wir für die Zukunft anreichern müssen, damit morgen das Arbeitsergebnis noch höher ist als heute.



Ihr seht: Alle Produkte, die von der sozialistischen Gesellschaft hergestellt werden, verteilen sich also immer auf Fonds. Auf den Konsumtionsfonds (zum Verbrauch, zum „Aufessen"), den Ersatzfonds und den Akkumulationsfonds, den Fonds zur Erhaltung der Maschinen für die Erneuerung der Betriebe, für Anschaffungen, für das Morgen.

Kapitel 3: 12,60 M für die Biostunde?

Wenn ihr einen Mantel kauft, blättern Mutter oder Vater ein paar Scheinchen auf den Ladentisch, eben soviel, wie das neue Stück kostet.

Aber wie ist es nun beim Zahnarzt oder beim Unterricht in der Schule oder beim Sportnachmittag? Müßt ihr dann auch die Geldbörse zücken und bezahlen?

Vielleicht so: Ein gezogener Zahn = 3,87 M oder ein Stunde Biologie 12,60 M?



Kapitel 4: Staunen ist erlaubt

„Schätze mal" haben wir euch eingangs gefragt.
Schade, daß wir eure Antworten nicht hören konnten. Die Zahlen, die wir jetzt nennen, werden eure Schätzungen bestimmt übertreffen:

- Für die Schüler- und Kinderspeisung 1977 590 Millionen Mark
- 16 Pfennig für jedes Kilo Brot
- 20 000 M für die Ausbildung jedes Lehrlings
- 2 370 M jährlich für jedes Krippenkind
- 1,35 M Zugabe zur täglichen Schulspeisung
- 1,37 M Zulage für jede Mark, die ihr für Transportleistungen gebt

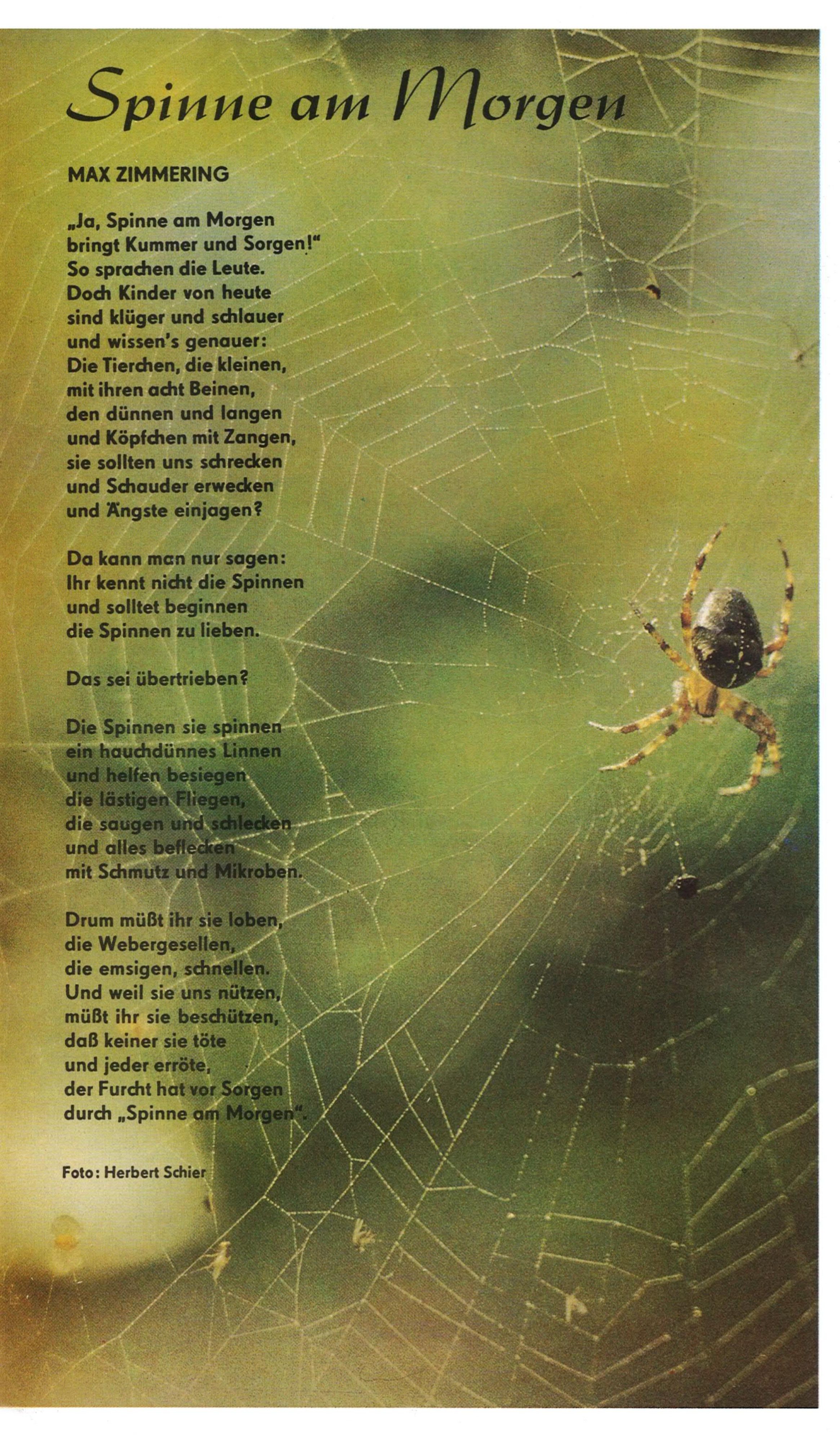
Und hier die letzte Antwort. Eine vierköpfige Familie erhielt im Jahre 1975 durchschnittlich einen Betrag von 540,– Mark monatlich aus den gesellschaftlichen Fonds. Und 1980 werden es schon 680,– Mark sein.

Überall wird doch auch etwas „aufgegessen", wird etwas verbraucht. Die Schule braucht Lehrer, Bänke, Strom fürs Licht, der Zahnarzt Bohrer und die Poliklinik Ärzte. Überall wird etwas für euer Glück getan, aber ihr braucht dafür nichts zu bezahlen.
Gibt es also Dinge, die wirklich nichts kosten? Gibt es vielleicht doch einen schenkfreudigen Weihnachtsmann oder fällt uns alles einfach in den Schoß? Natürlich nicht!
Es gibt zwei Seiten des Konsumtionsfonds, die im Sozialismus das Einkommen der Werktätigen bestimmen. Den einen Teil bringen Vater und Mutter als Lohn oder Prämie in der Lohntüte nach Hause, und mit dem anderen Teil aus den gesellschaftlichen Konsumtionsfonds zahlt die Gesellschaft, was nicht in der Lohntüte steckt, aber allen nutzt. Aus diesen Fonds werden die Kosten für eure Schulbildung und die Ferienlager beglichen, für Ärzte, Krankenhäuser, für die Sicherung stabiler Preise und Mieten. Und so erhalten alle – unabhängig vom Lohn – vom Staat zusätzlich Geld für Nahrung und Bildung oder gesundheitliche Fürsorge.
Ihr seht, Leistungen und Vergünstigungen aus den gesellschaftlichen Konsumtionsfonds sind für alle da. Sie sind ein Teil unseres sozialistischen Lebens. Das „Kostenlos" kostet Milliarden ...

Kapitel 5: Ideen sind gefragt

Jeder sollte Ideen anbieten – zum Nutzen unserer gemeinsamen gesellschaftlichen Fonds. Oder einfacher: Ihr sollt besser aufpassen, daß uns niemand in unsere gemeinsame Tasche greift. Schreibe groß und deutlich an die verschnitzte (verschmutzte) Bank, die kaputte Fensterscheibe, an die beschmierte Wand, was die Erneuerung kostet.
Macht Schluß mit dem Schwarzfahren. Wer heute den Groschen sparen will, betrügt uns morgen um ganz andere Sachen.
Übernehmt „Pflegeverträge" für die gemeinsamen Schulbücher. Laßt jeden am Jahresende vorweisen, wie er die Bücher gepflegt hat. Verlängert das Leben der Bücher.
Stellt Kostenpläne auf, die zeigen, was für eure tägliche Lernarbeit ausgegeben wird.
Denn selbst das Licht ist nicht umsonst.
Schreibe uns eigene Vorschläge. „Frösi" wird sie gründlich prüfen und allen mitteilen.
Denn jeder Pfennig ist kostbar, jeder Pfennig aus dem gesellschaftlichen Fonds, jeder Pfennig der Milliarden, die es „umsonst" gibt ...

Text: Dieter Wilkendorf, Zeichnungen: Richard Hambach



Spinne am Morgen

MAX ZIMMERING

„Ja, Spinne am Morgen
bringt Kummer und Sorgen!"
So sprachen die Leute.
Doch Kinder von heute
sind klüger und schlauer
und wissen's genauer:
Die Tierchen, die kleinen,
mit ihren acht Beinen,
den dünnen und langen
und Köpfchen mit Zangen,
sie sollten uns schrecken
und Schauder erwecken
und Ängste einjagen?

Da kann man nur sagen:
Ihr kennt nicht die Spinnen
und solltet beginnen
die Spinnen zu lieben.

Das sei übertrieben?

Die Spinnen sie spinnen
ein hauchdünnes Linnen
und helfen besiegen
die lästigen Fliegen,
die saugen und schlecken
und alles beflecken
mit Schmutz und Mikroben.

Drum müßt ihr sie loben,
die Webergesellen,
die emsigen, schnellen.
Und weil sie uns nützen,
müßt ihr sie beschützen,
daß keiner sie töte
und jeder erröte,
der Furcht hat vor Sorgen
durch „Spinne am Morgen".

Foto: Herbert Schier

Im Frühling hüllte sich die Siedlung Krasnyj Bor von Kopf bis Fuß in Weiß. Gleichzeitig, wie verabredet, erblühten die Apfelbäume und die Kirschbäume, als ob sich weiße Wolken auf diese fruchtbare, von Traktorenraupen durchwühlte Erde niederließen.

Die Selenuchins hatten den schönsten Garten. Was für Bäume gab es bei ihnen! Alte und junge, schlanke, hochaufgeschossene und solche, deren Stämme wie Wurzeln verflochten waren! Überall in der Siedlung begann ein Blühen, doch bei den Selenuchins schien ein Schneesturm von Blütenblättern zu brausen. Den Garten aber umgab ein hoher, geschlossener Zaun, über dem drei Reihen Stacheldraht angebracht waren. Nirgends konnte man die Hände durchschieben, und im August hörte man, wie hinter dem Zaun die Zweige der Apfelbäume, erschöpft von der Last der Früchte, knackten und ächzten und die Äpfel mit Gepolter auf die Erde fielen.

Niemand wußte genau, warum die Selenuchins, ein älteres, kinderloses Ehepaar, so verschlossen waren. Sie luden keinen zu sich ein und gingen auch selbst nicht zu Besuch. Man erzählte, daß sie im Herbst die Äpfel in der Hauptstadt verkauften. Aber das entsprach natürlich nicht der Wahrheit, weil es von Krasnyj Bor bis Moskau mehr als 1 000 km waren, und die Selenuchins, soweit sich die Landsleute erinnerten, nie weiter als bis zum Rayonbasar fuhren. Man sagte auch noch, daß bei den Selenuchins der einzige Faulbeerbaum auf der Welt wächst, der weiße Früchte trägt. Ob das stimmte oder nicht, wußte niemand.

Der Faulbeerbaum mit den weißen Früchten ließ Nadja Kopylowa, einer Schülerin der vierten Klasse, keine Ruhe. Sie war Vorsitzende des Schulzirkels Junge Naturforscher. Hätte ich einen Hubschrauber, dachte Nadja, so könnte ich über den Zaun der Selenuchins fliegen und einen Trieb vom Faulbeerbaum abreißen. Ich würde den Zweig im Garten der jungen Naturforscher anpflanzen und ihn so lange pflegen, bis er zu einem Wunderbaum mit Blüten und Früchten herangewachsen ist. Die Früchte erhielten alle guten Menschen in der Siedlung.

Und weiter sprach Nadja zu sich: Nimm allen Mut zusammen, gehe zu den Selenuchins und erzähle ihnen alles. Aber sie traute sich nicht, denn der Garten wirkte wie eine Festung.

Einmal im Herbst mieteten die Selenuchins im Sowchos ein Pferdefuhrwerk, beluden es mit Säcken voller Äpfel und fuhren in die Stadt. Und da, als die Hausleute nicht da waren, beschloß Nadja, mit einem Auge in den Garten zu schauen. Sofort bellten die Hunde. Nadja lief weg.

Am Abend kamen die Selenuchins mit dem Fuhrwerk zurück und brachten ein kleines Mädchen mit. Durch die Siedlung liefen Gespräche: „Die Selenuchins haben keine eigenen Kinder. Doch sie haben eine Waise aufgenommen?" „Wie heißt sie?" „Dascha!" „Ein schöner alter Name." „Haben sie das Mädchen an Kindes Statt angenommen? Für immer oder nur auf Zeit?" „Ja, wer nimmt denn jemanden nur auf Zeit an? Bist du noch bei Verstand? Sie haben ein Papier mit einem Stempel. In dem Papier steht: Das Mädchen Dascha gilt als

Zeichnung: Jutta Mirtschin



ERZÄHLUNG VON S. ROMANOWSKIJ

Der Faulbeerbaum mit den weißen Früchten

leibliche Tochter des Michail Nikolajewitsch und der Sinaida Pawlowna Selenuchin."
Schon am Tage darauf kamen Gäste mit Geschenken zu den Selenuchins. Der eine brachte eine Kanne mit Honig, ein anderer gedörrten Fisch, wieder ein anderer etwas Stoff und einer Konfekt. Nadja Kopylowa brachte ein kleines Buch mit bunten Bildern, und zum ersten Mal im Leben trat sie unter das Dach des Selenuchinschen Hauses. Dort roch es nach Minze, Äpfeln und alten Möbeln.
Dascha war von der Menge der Gäste und der Geschenke erregt. Sie verbarg sich hinter dem Rock von Sinaida Pawlowna und schaute bald von der einen, bald von der anderen Seite hervor. Das Buch von Nadja beachtete sie zuerst nicht. Die Hausfrau aber dankte Nadja, und Michail Nikolajewitsch sagte: „Dascha, zeige doch dein Gesicht! Ach, so was Schüchternes! Sie ist noch scheu. Das macht nichts. Wenn sie erst länger bei uns lebt, wird sie Vertrauen gewinnen und mit uns auch zu Besuch gehen. Euch allen vielen Dank für die Begrüßungsgeschenke!"
Da nahm Nadja ihren Mut zusammen und sagte: „Michail Nikolajewitsch, sagen Sie, bei Ihnen im Garten wächst doch ein Faulbeerbaum mit weißen Früchten. Seien Sie nicht böse, ich möchte Sie um einen Zweig bitten, um den kleinsten."
„Wie kann ich böse sein!" Und er führte Nadja in den Garten mit den dicht verschlungenen Zweigen der Bäume und zeigte ihr den Faulbeerbaum. Nadja war erstaunt. Aus der Nähe betrachtet, sahen die Früchte nicht weiß, sondern eher hellgrau aus. Sie waren von durchsichtiger Farbe, als ob es Flußperlen wären, wie sie in alter Zeit in dem hiesigen Fluß gelegen hatten. Die Früchte schmekken eigenartig, sie zergingen nicht im Mund, sie gerbten nicht wie die gewöhnlichen Faulbeeren, sondern waren süß. Nadja freute sich und sah sich ringsum alles genau an, so als könnten die Hunde nicht angreifen, dieselben, die gebellt und mit den Ketten geklirrt hatten, als sie damals heimlich in den Garten gesehen hatte. Alles blieb ruhig.
„Weshalb nimmst du nur einen Zweig?" fragte Michail Nikolajewitsch. „Ich werde dir den Baum mit der Wurzel ausgraben. Pflanze ihn in den Schulgarten. Jeder soll wissen, daß es auf der Welt einen Faulbeerbaum mit weißen Früchten gibt."
Seit der Zeit begannen die Bewohner der Siedlung, sich mit den Selenuchins anzufreunden. Oft lud man sie zu Gast. Und die Selenuchins selbst erwiesen sich als Leute, die zwar wenig gesprächig, aber durchaus nicht so waren, wie man früher über sie gesprochen hatte.
Dascha kam in die erste Klasse. Und am Nachmittag hatte sie ihre Freundinnen zu Besuch. Sie bekamen immer zu essen und zu trinken und manchmal auch ein kleines Geschenk.
Der Stacheldraht auf dem Zaun begann zu rosten und brüchig zu werden. Schließlich nahm ihn Michail Nikolajewitsch ganz weg.
Der Faulbeerbaum mit den weißen Früchten wächst jetzt, dank der guten Pflege Nadja Kopylowas, nicht nur im Schulgarten, sondern in allen Gärten von Krasnyj Bor. Die einen sagen, daß dieses äußerst seltene Gewächs sonst nirgends zu finden ist, außer an dem hiesigen Ort. Die anderen behaupten, daß an diesem Faulbeerbaum gar nichts Besonderes sei und er überall wachse, man müsse nur aufmerksam die Blüten, Sträucher und Bäume ansehen, die einen von Kindheit an umgeben.
Nach wie vor kommt in die Siedlung Krasnyj Bor, wie in alle Siedlungen der Erde, der Frühling und hüllt sie in einen weißen Blütennebel ein. Aber irgendwann fallen die Blütenblätter herab. Sie bedecken die fruchtbare, von Traktorenraupen durchwühlte Erde und vermischen sich mit ihr. Und langsam werden im Versteck der Zweige und Blätter die Früchte geboren, sie werden rund und füllen sich mit der von der Sonne gespendeten Süße. Eine gute Frucht trägt immer die Sonne in sich. Man erfreut sich an ihr, und wenn man hineinschaut, dann ist im Innern ein guter Kern.

Übersetzung aus dem Russischen: Dagmar Regener
aus: „Pionierskaja Prawda"

Thälmannpioniere weilten im vergangenen Sommer im Land der XI. Weltfestspiele, in Kuba. „Frösi" schaute für euch in die Tagebücher von sechs Mitgliedern der Delegation.

Ferien in Kuba

Fotos: Helmuth Kiesling



Irina Menger

10. 11. 1963 geboren
Leipzig, Pablo-Neruda-OS
Freundschaftsratsvorsitzende

Beate Joecks

5. 11. 1963 geboren
Leipzig,
Julian-Marchlewski-OS
Freundschaftsratsvorsitzende

Franka Meier

1. 6. 1963 geboren
Leipzig, Juri-Gagarin-OS



Rainer Arnold

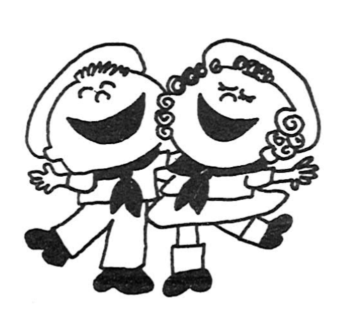
13 Jahre alt, 7. Klasse
Altenburg, Erich-Mäder-OS

Anke Meier

Engelsdorf,
Georgi-Dimitroff-OS
6. Klasse
Freundschaftsratsvorsitzende

Axel Lindemann

1. 4. 1965 geboren
Borna,
Pestalozzi-OS, 6. Klasse
Freundschaftsratsvorsitzender



Beate erzählt:

11.30 Uhr startet unser Flugzeug, eine IL 62. Langsam heben wir ab. Ein komisches Gefühl und ein schönes Gefühl! Ich fliege das erste Mal. Wir fliegen über den Wolken und die Sonne blendet. Herrlich! Man kann das gar nicht beschreiben, das muß man erleben.
Unten sehe ich Stralsund, die Ostsee, Dänemark, die Nordsee. Um 18.00 Uhr MEZ Zwischenlandung in Gander (Kanada). Das Landen war sehr komisch. Eine Dreiviertelstunde im Transitraum.
Nun fliegen wir noch $3^1/_2$ Stunden.
Bei der Landung in Havanna regnet es. Herzlicher Empfang durch unsere kubanischen Freunde und dann fahren wir in unser Lager nach Varadero. Wir sind todmüde.

Irina berichtet:

Nach dem Frühstück, es gab Brötchen mit Butter, dazu Kokosmilch, gingen wir das erste Mal an den Strand. Das Meer bot einen herrlichen Anblick, wie wenn Bänder verschiedenfarbiger grüner Seide zusammengenäht worden sind. Am Strand fanden wir sehr schöne Muscheln, wie es sie bei uns zu Hause gar nicht gibt.
Nachmittags haben wir gleich das Wasser getestet – herrlich warm, aber sehr salzig. Alle haben gleich gespuckt! Nach dem Baden muß man duschen, damit das Salz nicht den ganzen Körper verklebt.

Irina:

Der zweite Tag war besonders heiß, zumal wir uns erst an das Klima gewöhnen mußten.

Franka:

Manche konnten leider schon nicht mehr mit zum Badevergnügen, da sie bereits einen saftigen Sonnenbrand hatten und ihn nicht verschlimmern wollten.

Rainer:

Auch die Moskitostiche nahmen schon Ausmaße an. Wir waren total zerstochen. Später bekamen wir über unsere Betten Moskitonetze, damit wir wenigstens in der Nacht vor den Biestern sicher waren.

Franka:

Als wir heute, am 11. Juli, aufstehen mußten, waren wir alle noch sehr müde, denn ein Wirbelsturm hatte uns vom Schlafen abgehalten.

Irina:

Heute war die erste Probe unseres Kulturprogramms. Besonders das Lied „Quantanamera" fand bei unseren kubanischen Freunden großen Anklang.

XI FESTIVAL MUNDIAL DE LA JUVENTUD Y LOS ESTUDIANTES HABANA CUBA 1978



Die besten Beiträge aus unserem Kulturprogramm wurden später ausgewählt, sie werden in einem Urlauberzentrum aufgeführt. Überhaupt ernteten wir mit unseren Liedern, dem Sporttanz „Mach mit" und der getanzten Sinfonie im Lager oft großen Beifall.

Franka:

15. Juli. Die Ballettschule aus Matanzas ist auch hier im Lager. Das ist eine große Freude für Kerstin und mich. Wir haben gleich Kontakt aufgenommen und tauschen unser Wissen und Können, Abzeichen, Karten und Andenken. Wir üben auch gemeinsam für einen großen Auftritt.

25. Juli. Heute mußte die Ballettschule aus Matanzas nach Hause fahren. Wir gingen noch ein letztes Mal zusammen baden. Alle waren traurig. Der Abschied von den Freunden fiel uns schwer und viele weinten. Zur Ablenkung durften wir am Nachmittag Boot fahren. Dabei beobachteten wir Krabben, Fische und Quallen. Wir fanden auch Schwamm, bloß der stank. Bei einer anschließenden Wasserschlacht wurden wir klitschnaß und mußten das Wasser aus dem Boot schöpfen.

Irina:

17. Juli. Internationaler Kindertag in Kuba!
Diesen Tag werde ich nie in meinem Leben vergessen, denn am Kindertag in Kuba sollte unser Lager eröffnet werden. Gegen 13.30 Uhr begannen wir, unsere Pionierkleidung anzuziehen. Wir waren nicht die einzigen, die sich schmuck machten; unser Lager blinkte und blitzte, denn Genosse Fidel Castro sollte Gast unseres Eröffnungsappells sein. Das ganze Lager hatte zur Begrüßung Aufstellung genommen. Delegationen aus Kuba, Peru, Chile, Mexiko, USA, Uruguay, Ekuador, Jamaika, Brasilien, Kolumbien, Guayana, Kongo, Guinea, Guinea-Bissau, Angola, Algerien, der Mongolischen VR, UdSSR, VR Bulgarien, VR Polen, ČSSR, SR Rumänien, Ungarische VR, Finnland, Schweden, Portugal, DDR waren angetreten.

Auf dem Appellplatz führen die kubanischen Pioniere ein herrliches Programm auf. Spezialistengruppen aus ganz Kuba waren angereist. Lieder, Tänze, Instrumentalstücke wechselten in bunter Reihenfolge – phantastisch. Und dann sprach Genosse Fidel Castro.

Rainer:

Obwohl unser Dolmetscher nicht so schnell sprechen konnte, verstand man doch alles. Dieser Ausdruck in seiner Rede zeugte davon, daß seine Worte von Herzen kamen. Ohne Zettel hielt Genosse Fidel Castro eine ganze Stunde so eine großartige Rede, die mir immer im Gedächtnis bleiben wird.

Franka:

24. Juli. Nach dem Mittagessen – es gab Reis, Fleisch, Linsensuppe, Obstsalat und Brötchen – gingen wir wieder an den Strand. Heute waren riesengroße Wellen. Wir tobten im Wasser, warfen uns in die Fluten, tauchten und machten Wasserspiele. Es hat großen Spaß gemacht.

26. Juli. Heute war Nationalfeiertag von Kuba. Wir schlüpften gleich früh in unsere Pionierkleidung, denn wir wollten ja die kubanischen Pioniere zu diesem großen Ereignis beglückwünschen.

Irina:

Um 14.00 Uhr begann das Freundschaftstreffen. Durch ein Spalier wurden wir zu einem Tisch geleitet, auf dem aus Bonbons die Symbole JP und UPC gelegt waren. Dann bestürmten wir die kubanischen Pioniere mit Fragen. Nach einem gemeinsamen Lied tauschten wir kleine Geschenke. Jeder von uns erhielt ein Käppi, ein Halstuch, ein Freundschaftsbuch, Abzeichen und Postkarten. Fröhliche Tanzspiele bildeten den krönenden Abschluß unseres Treffens. Abends führte jedes Land etwas aus seinem Kulturprogramm vor. Der kubanische Nationalfeiertag war für mich einer der schönsten, hier im Lager verbrachten Tage.

Franka:

24. Juli. Am Abend war Lagerfeuer. Kinder aller Länder sangen Volks- und Kampflieder ihrer Heimat. Das Lagerfeuer wurde von je einem Vertreter der fünf Kontinente angezündet. Es war sehr beeindruckend.

Franka:

30. Juli. Heute fuhren wir in die Tropfsteinhöhle Bella mar in der Provinz Matanzas. Schon die Busfahrt war sehr schön. Bei uns in der DDR stehen an den Straßenrändern Apfel-, Birnbäume oder Pappeln. Hier aber in Kuba stehen Palmen mit Kokosnüssen. Die Tropfsteinhöhle war ganz toll interessant. Aus der Mitte eines Zimmers in einem Haus führte eine Treppe hinab in die 3 km lange, phantastische Höhle. Die Führung dauerte eine Stunde, da hatten wir genug Zeit, uns alles genau anzusehen.

Rainer:

2. August. Das war für unsre Delegation der bedeutsamste Tag – der Tag der Kinder Europas. Gleich nach dem Frühstück war Appell – Leute, ein richtiger Appell mit Einmarsch der Europadelegationen. Danach die Ausstellung der Kinderorganisationen Europas – ein voller Erfolg! Am Nachmittag dann war unsere Bastelstraße. Da war was los! Besonders in der Tauschecke! Man riß sich um unsere Souvenirs.

Irina:

3. August. Heute war Freundschaftstreffen mit den sowjetischen Pionieren. Wir hatten uns lange darauf vorbereitet. Ich mußte unsere Gäste begrüßen – russisch natürlich. Ob sie wohl verstanden, was ich da erzählte?
Erfahrungsaustausch, viele Fragen und zum Schluß ein gemeinsames Lied „Immer lebe die Sonne". Da sich auch kubanische Pioniere als Zuschauer eingefunden hatten und mitsangen, wurde es ein Lied in drei Sprachen. Das war ein richtiger Abschluß für ein Freundschaftstreffen. Schnell klickten noch die Auslöser der Fotoapparate, denn dieses Treffen sollte für immer in unserer Erinnerung bleiben.

Franka:

5. August. Heute machten wir eine Strandwanderung. Sie war sehr schön. Wir sind immer im Wasser gelaufen, und ich habe einen schönen Seestern gefunden. In einer Einbuchtung mit Felsen (Felsenbucht) waren die Wellen riesig, ungefähr 1,5 bis 2 Meter hoch. Die hatten Kraft! Es war ganz schön gefährlich, aber es hat Spaß gemacht.

Beate:

In der Nähe unseres Lagers ist ein richtiger kleiner Urwald. Dort sind wir heute gewesen. Herrliche Palmen, Kakteen und andere Pflanzen gibt es dort. Von einem Aussichtsturm hatten wir einen wunderbaren Ausblick auf das Meer, den kleinen Urwald und unser Lager. Das anschließende Baden an dieser Stelle war wunderbar.

(wird fortgesetzt)

Die NEUGIER steht am Anfang

Viele von euch interessieren sich für die Naturwissenschaften, für Erfindungen und Forscher, möchten wissen: Wie wird man eigentlich Forscher? Wir fragten für euch den Präsidenten der URANIA und international bekannten Chemiker Prof. Dr.-Ing. Dr. h. c. Eberhardt Leibnitz.



Frage: Herr Präsident, ist es wahr, daß die klugen Entdecker und Gelehrten schlechte Zeugnisse hatten?

Antwort: Das ist falsch und richtig. Begabung war ja nicht nur eine Eigenschaft von Kindern reicher Eltern. Vor 1945 mußten viele Töchter und Söhne das notwendige Schulgeld selbst mitverdienen. Das hatte selbstverständlich Auswirkungen auf die Zensuren. Da konnte es schon passieren, daß die Zwischenzensuren hundsmiserabel waren. Aber im letzten Quartal eines Jahres – kurz vor den Zeugnissen – wurde mit viel Fleiß alles aufgearbeitet. Die Zeugnisse waren dann gut oder sehr gut. Heute haben die Kinder diese Sorgen nicht mehr, aber ohne Mühe und Fleiß geht es auch nicht, wenn man viel Wissen speichern will.

Frage: Wie wird man Forscher, Erfinder? Ist das ein Beruf?

Antwort: Der Anfang zum Forscher ist die Frage nach dem WARUM. Wenn einer mehr wissen will und sich fragt: Warum ist das so? – dann hat er den ersten Schritt schon getan. Dabei kann es passieren, daß seine Neugier andere mitreißt. Das Leninsche Wort von der Unerschöpflichkeit der Natur ist auch heute noch aktuell. Aber den Beruf „Forscher" gibt es nicht.

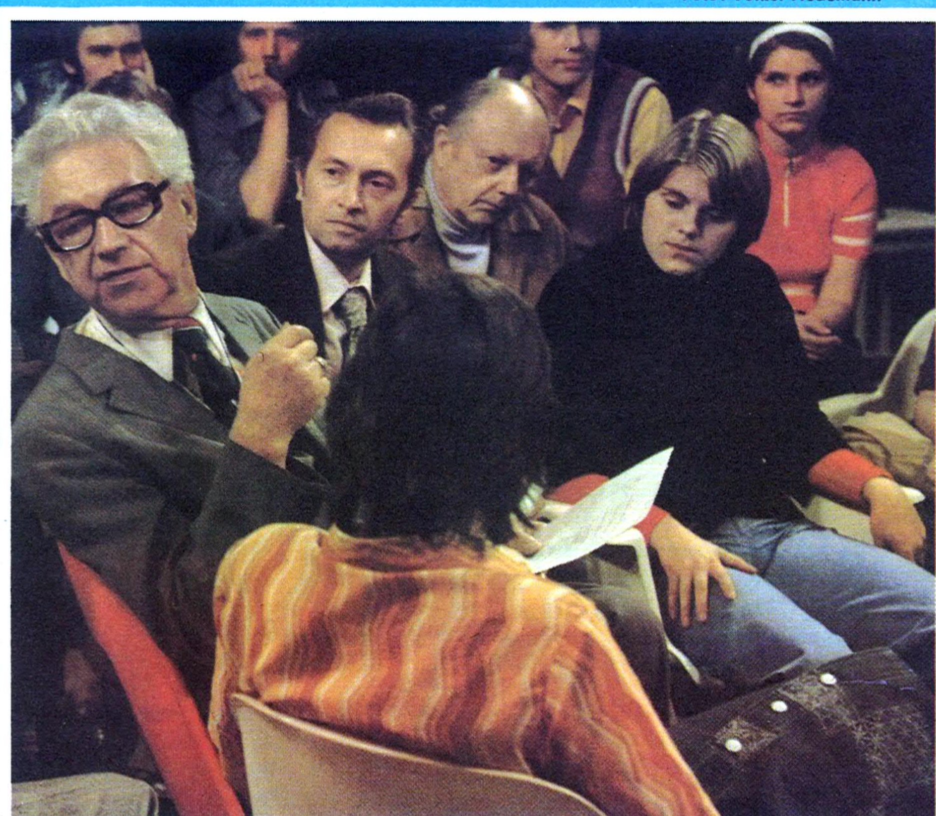
Frage: Also brauchen unsere Leser keine Angst zu haben, es bliebe für sie nichts mehr zu erforschen.

Antwort: Es wird noch mehr übrigbleiben, als eine Generation bewältigen kann. Ich nenne einmal ein ganz einfaches Beispiel: die vollautomatische Waschmaschine. Das ist eine herrliche Einrichtung. Ich brauche aber noch Elektroenergie, um sie zu heizen. Ich brauche heißes Wasser, um die Wäsche zu waschen. Warum kann ich nicht kalt waschen? Mit Wasser, wie es aus der Leitung kommt? Oh nein, es ist noch eine Menge zu tun. Unser Leben besteht aus einer Summe von Alltagsereignissen, die wir noch besser beherrschen lernen müssen. Es besteht nur selten aus so extremen Ereignissen, wie es zum Beispiel die Multispektralkamera eines ist oder der Flug zum Mars.

Frage: Bedeutet das, die Forschung im Kosmos ist nicht so wichtig?

Antwort: Einen Moment bitte. Wir lernen aus der Kosmosforschung viele Dinge für den Alltag. Wenn wir beispielsweise imstande sind, noch präziser auf einem fernen Planeten Fahrzeuge zu steuern, Fahrzeuge, die tun, was wir ihnen senden, so ist das jedesmal ein Stückchen mehr Kenntnis für die automatisierte Steuerung hier auf der Erde. Anzuwenden beispielsweise in Betrieben, wo Menschen noch schwere körperliche oder monotone Arbeit verrichten müssen. Aber niemand muß traurig sein, weil er nicht im Kosmos forschen kann, sondern auf der Erde bleibt. Die Jungen und Mädchen müssen wirklich nicht denken, daß für sie nichts zu erforschen übrigbleibt. Sie dürfen nur eines nicht tun, sie dürfen nicht sagen: Wir haben doch bald die entwickelte sozialistische Gesellschaft, da wird für uns gesorgt. Es kann doch aber nur so gut für uns gesorgt werden, wie wir jeder anteilig selbst dafür arbeiten. Und das, was die Pioniere tun können, ist eben der Fleiß und der Wille, viel, sehr viel zu lernen, um es später zu unser aller Nutzen anzuwenden.

Foto: Volker Hedemann



Frage: Welchen Rat haben Sie für die „Frösi" und ihre Leser?

Antwort: Ich habe mir etwas überlegt, einen Tip, wie Kinder über das Spielzeug Lust zum Forschen bekommen. Die Größeren sollten für die Kleinen – zum Beispiel in Arbeitsgemeinschaften – Spielzeug bauen mit physikalischen oder chemischen Effekten. Spielzeug, bei dem etwas passiert. An dem die Kinder Freude haben und auf die Frage stoßen: Warum ist das so? Wie kommt das? Die Kleineren finden Interesse an Vorgängen, die sie noch nicht erklären können, und die Größeren lernen beim Basteln und Reparieren gleich die Wichtigkeit der Dienstleistungen schätzen.

Die Fragen an Professor Leibnitz richtete Doris Mörike

Denkt in euren Pioniergruppen und Arbeitsgemeinschaften nach über diesen Rat. Schreibt uns eure Ideen und auch, wer welche interessierenden Fragen für euch in „Frösi" beantworten könnte.



Aufruf zum Singewettstreit der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ zur Erfüllung des Pionierauftrages „Vollbringt Pioniertaten für den Sozialismus“

Hell soll unser Lied erklingen

Liebe Mädchen und Jungen!

Überall dort, wo die blauen und roten Halstücher der Jungen Pioniere leuchten, werden fröhliche Lieder gesungen, denn gemeinsames Singen macht Spaß. Wo Lieder erklingen, da gibt es keine Langeweile, da geht die Arbeit besser von der Hand.

Der Pionierauftrag „Vollbringt Pioniertaten für den Sozialismus“ stellt euch auch die Aufgabe, eure Pionierlieder und die Lieder eurer Freunde zu singen. Nutzt jeden Tag, um mit eurem Gesang euch selbst und vielen anderen Menschen Freude zu bereiten.

Zeichnung: Hans Betcke

Feiert mit fröhlichen Liedern eueren 30. Geburtstag der Pionierorganisation „Ernst Thälmann“ und gratuliert unserer Republik zu ihrem 30. Geburtstag mit einem bunten Strauß schöner Lieder unter dem traditionellen Motto

„Hell soll unser Lied erklingen“

Singt die Lieder von unserer Republik und den fleißigen Menschen, die durch ihre Arbeit unser Leben immer schöner gestalten.

Singt die Lieder vom Lernen und vom fröhlichen Pionierleben.

Singt die alten und neuen Lieder der deutschen und internationalen Arbeiterbewegung.

Singt die Lieder der Freundschaft mit den Leninpionieren und den Pionieren in den anderen sozialistischen Bruderländern.

Singt die Lieder der Solidarität und die Lieder, die zu den XI. Weltfestspielen der friedliebenden Jugend der Welt in Havanna erklingen werden.

Singt die Volkslieder unserer Heimat, die schon seit vielen Generationen gesungen werden.

Erarbeitet euch Programme, mit denen eure Pioniergruppe Feste und Feiern an der Schule, im Wohngebiet, Patenbetrieb, in der LPG, bei Einheiten der bewaffneten Organe, in Feierabendheimen und überall dort, wo man euch braucht, gestaltet.

Beginnt und beendet jeden Gruppennachmittag und jede andere Pionierveranstaltung mit einem Lied.

Die Chöre und Singegruppen sind aufgefordert, Singeveranstaltungen mit allen Pionieren der Schule zu gestalten. Ladet dazu viele Gäste ein, z. B. Eltern, Patenbrigaden, Veteranen der Arbeiterbewegung, Soldaten der NVA und Leninpioniere.

Die Mitglieder der Chöre und Singegruppen sorgen für das tägliche Singen in ihren Pioniergruppen und Schulklassen.

Ermittelt die besten Sänger eurer Gruppen und delegiert sie zu den Wettstreiten der Jungen Talente.

Wie erfolgt die Wertung und Abrechnung?

Die Gruppenräte werden aufgefordert, über die Vorhaben und Erfolge ihrer Gruppen im Singewettstreit den Pionierzeitschriften „TROMMEL“ und „FRÖSI“ zu berichten. Alle Einsender erhalten eine Anerkennung. Besonders aktive Gruppen werden in der Pionierpresse der Öffentlichkeit vorgestellt.

Bei den Berichten der Pioniergruppen anläßlich des 30. Pioniergeburtstages und des 30. Jahrestages der DDR über die Erfüllung des Pionierauftrages „Vollbringt Pioniertaten für den Sozialismus“ vor dem Freundschaftsrat werden die Aktivitäten im Singewettstreit wie alle anderen Aufgaben des Pionierauftrages gewertet. Sie sind eine Bedingung für die Auszeichnung mit dem Titel „Vorbildliches Pionierkollektiv“.

Den Pionierfreundschaften und Kreisleitungen der FDJ wird empfohlen, die besten Pioniergruppen im Singewettstreit auszuzeichnen, z. B. mit Urkunden, Belobigungen, Sachpreisen, Exkursionen.

Und nun stimmt ein, denn:

Hell soll unser Lied erklingen!

Wenn's knallt und stinkt



„Wenn's knallt und stinkt – das ist Chemie" – so möchte uns ein Spruch auf einfache Weise den Begriff „Chemie" erklären. Daß es in der Chemie gelegentlich knallt und der Geruch entstandener Produkte nicht immer der eines Parfüms ist, stimmt schon. Aber hinter der Chemie verbirgt sich wesentlich mehr. Schauen wir uns nur einmal um.

Das Heft, in dem ihr gerade lest, ist Produkt der Chemieindustrie, das Papier und die Druckfarben sind Ergebnisse chemischer Prozesse. Das Hemd, das ihr anhabt, enthält Fasern, die aus der Retorte stammen. Der Lichtschalter im Zimmer, die Maserung mancher Möbel, die Seife für den Körper, das Auto auf der Straße – die Reihe ließe sich beliebig fortführen. Schon anhand dieser wenigen Beispiele aber erkennen wir, wie eng unser Leben mit der Chemie verbunden ist, ja, wie ein Leben ohne sie heute undenkbar wäre. Es würde nicht nur die Bequemlichkeit darunter leiden, auch Hunger und Krankheiten würden ohne sie um sich greifen.

Zauberspiele und Wunderstoffe

Die Chemie ist kein Kind unseres Jahrhunderts. Ihre Geburtsstunde mag nicht genau zu bestimmen sein, wir können aber sagen, daß es anfing, als sich der Mensch Gedanken um den Vorgang der Verbrennung machte. Als er sich fragte, warum ein Stück Holz zu Asche verbrennt, also ein neuer Stoff entsteht, beschäftigte er sich bereits mit Grundprozessen der Chemie – der Umwandlung eines Stoffes in einen anderen.

Schon die Ägypter, Babylonier, Assyrer, Phöniker und Perser besaßen eine ganze Menge chemischer Kenntnisse. So waren die Metallgewinnung, die Glasherstellung und die Färberei Vorgänge, die auf chemischen Prozessen beruhten. Aber die Menschen des Altertums hatten für die Vorgänge, die sich da abspielten, keine Erklärung. Für sie war es einfach ein Wunder, wenn man mehrere dunkle Stoffe zusammenschüttete, sie erhitzte und dann plötzlich ein hellglänzendes Metall erhielt. Das Metall hatte nichts mehr gemein mit den Ausgangsstoffen. Es war hart, man konnte es schmieden und zum Schneiden anderer Metalle benutzen. So etwas war für sie nicht auf natürliche Weise erklärbar, da mußten Götter mit einem großen Zauber die Hand im Spiele haben. Die Symbole der einzelnen Stoffe brachten das auch zum Ausdruck. So nahmen die Menschen an, daß die Sonne das Gold und der Mond das Silber in der Erde entstehen ließen. Folglich stand das Symbol der Sonne für Gold, das des Mondes für Silber.

„. . . und versenkst den Becher in ein Mistfeuer . . ."

Die Möglichkeit, mit Hilfe chemischer Vorgänge einen Stoff in einen anderen mit völlig neuen Eigenschaften zu verwandeln, ließ die Hoffnung aufkommen, aus unedlen Metallen auch Gold machen zu können. Gold, das Reichtum und Macht verlieh. Die Alchimisten, so nannte man die „Chemiker" zur damaligen Zeit, gingen fieberhaft an die Arbeit. Daß es nicht leicht werden würde, ahnte man schon. Aber alle waren davon überzeugt, daß sie nur die rote Tinktur, das große Elixier oder den Stein des Weisen finden mußten, um aus Blei, Eisen oder Kupfer Gold „zaubern" zu können – wenige Tropfen ihrer Substanz auf die Metalle geträufelt und schon verwandelt sich alles in pures Gold. Bald gab es eine Reihe von Rezepturen und Vorschriften. Eines stammt von dem berühmten persischen Alchimisten Al-Razi, etwa 880 vor unserer Zeitrechnung:

„Du nimmst ein Ratl davon, mit Senf gereinigt, dann tust du es in einen verlehmten Becher und gießt ein Ratl Öl darauf; wirfst 5 Dirham gelben Schwefel hinein und ebensoviel gelben Vitriol, versenkst den Becher bis zur Mitte in ein Mistfeuer und läßt es fest werden. Tue dies damit einen Tag und eine Nacht; nimm es heraus und wasche es mit Wasser und Salz. Nimm einen verlehmten Kessel, stelle in seine Mitte eine Lampe von Ton und über sie etwas wie eine kleine Zuckerschale. Tue das gekochte Quecksilber in die Lampe und bringe rings um die Lampe im Kessel gelben, gestoßenen Schwefel, sichere die Verbindung und zünde unter der Lampe ein gelindes Feuer an, 10 Stunden lang, bis du weißt, daß der Schwefel alles rot gemacht hat. Wenn du dann einen Teil von diesem Quecksilber auf 10 Teile Silber wirfst und die zehn vermählst, so kommt es als Gold heraus."

So unwahrscheinlich dieses Rezept klingt, so unmöglich ist es auch, daß sich Gold damit machen läßt. Andere Alchimisten hatten andere Rezepte. Sie zogen durch die Lande und boten den Herrschern ihre Dienste an. Von

Habgier und Machtdrang besessen, holten diese die „Beherrscher der geheimen Künste" an ihren Hof, um schnell zu Reichtum zu kommen. Die Alchimisten legten dann meist eine Probe ihres Könnens ab. Sie mixten, kochten und sprachen Beschwörungsformeln vor den Augen ihres Herrn. Als Resultat fanden die Anwesenden wahrhaftig oft Gold im Tiegel. Aber alle Experimente waren raffinierte Täuschungen. War ein Alchimist allerdings so ungeschickt und ließ sich beim Schummeln ertappen, erhielt er die für die damalige Zeit übliche Strafe: Er wurde mit Goldflitter behängt und an einem vergoldeten Galgen aufgehängt.

Heute wissen wir: Mit der Alchimie konnte kein Gold hergestellt werden. Die vielen Alchimisten schufen aber „nebenbei" viele wichtige Grundlagen für unsere Chemie. Viele Erkenntnisse wurden gesammelt, chemische Geräte entwickelt und neue Phänomene entdeckt.

Eine Gleichung mit vielen Bekannten

Für uns ist die Chemie keine Wunderwissenschaft. An Hochschulen, Akademien und in Betrieben werden Forschungs- und Entwicklungsarbeiten planmäßig durchgeführt, um immer mehr chemische Produkte in höherer Qualität billiger herzustellen.

Für die chemische Industrie ist in den letzten Jahren das Erdöl der Ausgangsstoff für viele Produkte geworden. Seit Bestehen der Erdölleitung „Freundschaft" bekommen wir diesen Rohstoff aus der Sowjetunion in großem Umfang. Das Petrolchemische Kombinat Schwedt verarbeitet es zu hochwertigen Endprodukten: Motorbenzin, Schmierstoffe, Heizöle – aber auch Waschmittel, Bitumen für den Straßenbau, Plasteerzeugnisse, synthetische Fasern wie Dederon und der Kautschuk für die Autoreifen entstehen aus Erdöl.

Farben und Lacke kommen in der heutigen Qualität nicht mehr als Naturprodukte vor. Sie müssen über komplizierte chemische Prozesse aus anderen Stoffen gewonnen werden. Die Polyuretane besitzen eine besondere Bedeutung und bilden die Grundlage der modernen Lackindustrie. Allen bekannt sind die PUR-Lacke – entstanden auf der Basis von Polyuretan. Auch die Schaumstoffe sind PUR-Produkte und vieles andere mehr. Das Werk, das in der DDR Polyuretan herstellt, befindet sich in Schwarzheide, wurde 1972 in Betrieb genommen und ist eine der größten und modernsten Industrieanlagen der Welt. In den Latexfarben befindet sich ein anderer interessanter Stoff, der auch zur Herstellung von Alleskleber, Baustoffplatten oder Fußbodenbelag eingesetzt wird: Das Polyvinylazetat. Als Rohmaterial wohl am meisten bekannt ist das PVC (Polyvinylchlorid).

Von vielem ließe sich hier noch berichten, denn Produkte aus der chemischen Industrie sind aus unserem Leben nicht mehr wegzudenken. Unser Leben ist von der Chemie geprägt. Es vergeht keine Sekunde, in der wir nicht von einem ihrer Produkte umgeben sind.

Gert Wessler



Zeichnungen: Karl Fischer

Genosse Corvalán ist mein Vater

„Frösi"-Interview zur Woche der sozialistischen Pionierhilfe



„FRÖSI": Millionen Menschen unserer Erde kennen den Genossen Corvalán. Was kann seine Tochter über ihn erzählen?

VIVIANA CORVALÁN: Mein Vater ist der Sohn eines Grundschullehrers und einer Bäuerin, die weder lesen noch schreiben konnte. Schon in seiner Kindheit lernte er das schwere Leben der armen Bauern, Arbeiter und Bergleute kennen. Als er 16 Jahre alt war, im Jahre 1932, wurde er Mitglied der Kommunistischen Partei Chiles.
Vater ist ein einfacher, bescheidener Mann, ein leidenschaftlicher Kämpfer für die Sache unseres Volkes und aus ganzem Herzen Internationalist. Jede Minute an seiner Seite ist wunderbar. Für uns ist er nicht nur der Vater, sondern auch unser bester Freund und Genosse. Vater ist auch ein guter Koch, und er liebt leidenschaftlich die Natur. Bei uns zu Hause gab es immer ein wenig Landwirtschaft: ein kleines Kartoffelbeet, ein paar Zwiebeln. Hühner hatten wir auch.

„FRÖSI": Du hast den Tag des Putsches in Chile erlebt.

VIVIANA: Ja, am Morgen des 11. September 1973 bekam Vater einen Telefonanruf, durch den wir erfuhren, was geschah. Dann kam der Abschied. Wir waren darauf nicht unvorbereitet. Vater hatte uns so erzogen, daß wir wußten, ein solcher Abschied ist möglich. An diesem Tag hatte ich das Gefühl, daß das ganze Leben plötzlich abgeschnitten ist. Ich ging durch unsere Straßen in Santiago, die nicht mehr die unsrigen waren, sah die Bibliothek, in der ich immer gelernt hatte und die nun nicht mehr uns gehören sollte. Weil ich die Tochter des Generalsekretärs der KP Chiles bin, verboten mir die Faschisten, ein Studium zu beginnen.

„FRÖSI": In welcher Lage befinden sich heute die Kinder in deiner Heimat?

VIVIANA: Das Leben der Kinder ist sehr schwer. Viele gehen nicht in die Schule, weil die Eltern den Schulbesuch nicht bezahlen können oder weil es nicht genug Schulen und Lehrer gibt oder weil die Kinder ausgesperrt werden. Zum Beispiel wurden in einer Schule Santiagos 100 Schüler zwischen zehn und vierzehn Jahren ausgesperrt. Viele Kinder müssen hungern, und manche werden sogar eingekerkert. Die Faschisten wollen ihnen das Denken verbieten.
Wir rufen euch und alle Menschen in der Welt auf, den Kampf unseres Volkes zu unterstützen. Nicht eine Minute dürfen wir ausruhen bei der Solidarität mit Chile!

Das Interview führte Friedelinde Futász

Foto: Helmut Ziebarth

Para los pequeños y queridos lectores de la revista "FRÖSI". Con todo el amor y el agradecimiento eterno y combativo por vuestro apoyo esfuerzo y solidaridad

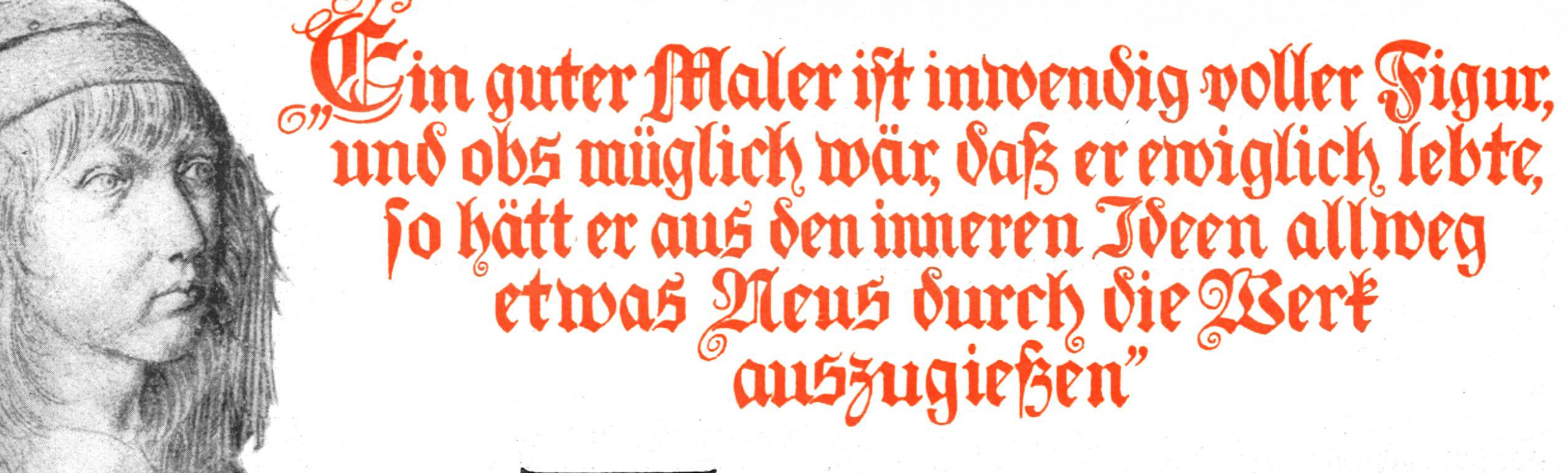
Ruth V. de Corvalán

M. V. Corvalán

V. Corvalán

Den jungen Lesern der Zeitschrift „Frösi" unsere ganze Liebe und unser unauslöschlicher Dank für ihre Anstrengungen, für die Einsatzbereitschaft und Solidarität in unserem gemeinsamen Kampf.

Ruth Vuscovic de Corvalán
Maria-Victoria Corvalán
Viviana Corvalán



Aus: Albrecht Dürer
„Entwürfe zum Lehrbuch
der Malerei"

Selbstbildnis im Alter von 13 Jahren, 1484, Silberstift

„Schaut, Herr Vater, was ich gestern nach einem Spiegel gezeichnet habe. All mein Fleiß hab ich darauf verwendet." Der Vater, Goldschmiedemeister Dürer zu Nürnberg, nahm das Zeichenblatt in die Hand. Ja, er hatte sich gut getroffen, der kleine Albrecht. Die schmächtige Figur in dem weiten Lehrlingskittel, die zierlichen Hände, das lange gewellte Haar und die aufmerksamen Augen waren sorgfältig mit feinem Silberstift auf das Papier gezeichnet. Der Vater liebte seinen fleißigen 13jährigen Sohn. Im zweiten Jahr war er jetzt Lehrling in der Goldschmiede, und er machte sich gut. Sicher würde er eines Tages ein tüchtiger Meister werden und die Werkstatt übernehmen. Aber allzu sehr darf man einen Lehrling nicht loben, dachte Meister Dürer. Deshalb brummte er nur etwas Unverständliches. Albrecht aber nahm es als Lob für die Zeichnung, und deshalb riß er allen Mut zusammen und sagte, was er sich schon lange wünschte: „Wißt, Vater, daß mir die Schmiedelehre wenig Freude bereitet. Mein ganzer Sinn steht darauf, zu zeichnen und zu malen. Ob es wohl möglich wär, daß ich statt des Goldschmiedehandwerks das Zeichnen und Malen erlernte?"

Jetzt war's heraus. Was würde der Vater sagen? Der kniff die Augen zusammen. „Und die Jahre der Lehr'? Alles vergeudete Zeit? Da wird nichts draus! Schlags dir aus dem Kopf!"
Aber die Zeichnung nahm er mit und zeigte sie dem bekanntesten Maler Nürnbergs, dem Meister Michael Wolgemut. Der erkannte das Talent des jungen Dürer, und schließlich stimmte der Vater doch zu.
Albrecht durfte Maler werden, Lehrling bei Wohlgemut.
Zuerst war der Junge enttäuscht. Trotz seines Talents ließ ihn der Meister nicht gleich ein großes Bild malen, sondern er mußte tagelang Farben reiben, Öl rühren und Leim kochen. Monatelang



Selbstbildnis, 1498



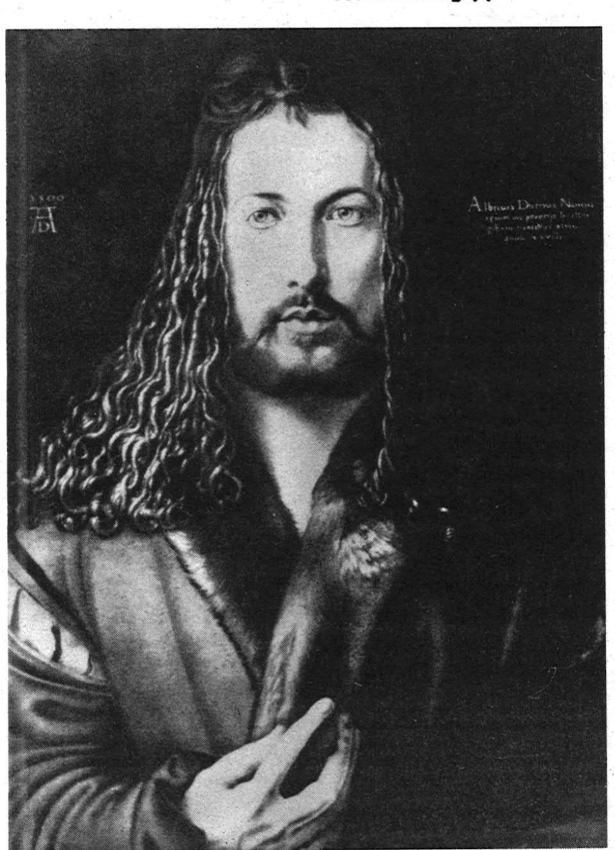
Selbstbildnis, 1491/92, Feder

saß er dann in den Kirchen und zeichnete die Bilder und Holzfiguren anderer Meister ab. Aber daneben hatte er stets sein eigenes Skizzenbuch. Darin stellte er dar, was ihm draußen in der hellen Welt gefiel: Bäume, Häuser, Pflanzen, Pferde und Wagen und immer wieder die Gestalten und Gesichter der Menschen, die ihm begegneten. Nicht nur die Madonnen in den Kirchen, sondern auch die wirklichen Dinge fand er schön.
Nach der Lehre wurde Albrecht Geselle und trat die übliche weite Wanderschaft an. Er betrachtete die berühmtesten Kunstwerke in anderen Städten, und besuchte große Meister in ihren Werkstätten. Unterwegs traf er zornige Bauern und aufgeregte Handwerksgesellen. Sie klagten über das teure Brot und den geringen Lohn, über die Willkür der Herren, den Hochmut der Kaufleute und die Habgier der Priester. „Wenns nach denen ginge, würden sie uns auch noch die Haut vom Leibe reißen!"
Albrecht war bestürzt. Soviel Ungerechtigkeit und Leid gibt es in der Welt! Warum ist das so? Wie kann man es ändern? Hat der geheimnisvolle Redner recht, der in den Wäldern zu den Bauern spricht und sie aufruft, die Herren davonzujagen? Albrecht grübelte. Er stützte den Kopf in die Hand. Da fiel sein Blick in den Spiegel. So will ich mich

zeichnen, dachte er. Schnell holte er Papier, Feder und Tusche. Mit lockeren Linien umriß er den Kopf, die Mütze, den Arm und die Hand. Augen, Nase und Mund formte er mit kurzen, heftigen Strichen. Auch an der Hand zeichnete er ein Stückchen weiter. Dann wurde er sehr müde. Er mußte schlafen. Am nächsten Morgen wanderte er weiter. Das Selbstporträt nahm er mit. Aber er fand keine Zeit mehr, es zu vollenden.
Noch viele Male hat sich Dürer gezeichnet und einige Male auch mit größter Sorgfalt gemalt. Da war er schon ein bekannter Meister der Malkunst. Bedeutende Leute bestellten bei ihm Bilder, er reiste nach Italien, sah die berühmtesten Kunstwerke der Zeit, und sogar die italienischen Maler bewunderten seine Arbeit.
Stolz und glücklich kehrte er nach Nürnberg zurück in eleganter italienischer Kleidung, mit hauchdünnen Handschuhen. Sein Haar war lang gewachsen, und er hatte es in Locken gelegt. Die Welt stand ihm offen. Und er wußte, daß er Erfolg haben würde. Sein Blick für die Schönheit der Natur und seine künstlerische Phantasie übertrafen jeden anderen deutschen Maler. Er formte als erster den ganzen Reichtum des Lebens im Bild.
Als Dürer am 6. April 1528, vor 450 Jahren, starb, hinterließ er ein gewaltiges Werk: mehrere hundert Zeichnungen, hundert Kupferstiche, dreihundertfünfzig Holzschnitte und mehr als siebzig Gemälde. Er war eine der großen Persönlichkeiten, von denen Friedrich Engels schrieb: „... Riesen an Denkkraft und Leidenschaft und Charakter, an Vielseitigkeit und Gelehrsamkeit."

Dr. Martin Kloss

Fotos:
Deutsche Fotothek Dresden (1), Seemannverlag (3)



Selbstbildnis im Pelzrock, 1500

Zum 25. Todestag von Erich Weinert, dem Dichter der Arbeiterklasse

Des reichen Mannes Frühlingstag

ERICH WEINERT

Es ging ein reicher und glücklicher Mann
Im leuchtenden Frühling den Bergwald hinan.
Er rief: „O Blüten und Sonnenschein!
Man braucht so wenig, um glücklich zu sein!"

Es begegnete ihm ein altes Weib,
Hochauf bepackt, mit gekrümmtem Leib.
„Siehst du nicht all das Glück ringsumher?"
„Ich kann nicht aufsehn. Die Last ist zu schwer."

Er sah einen Mann am Sägeband,
Dem der Schweiß auf Nacken und Stirne stand.
„Siehst du nicht ringsum die blühende Welt?"
„Ich kann nicht wegsehn. Es kostet mich Geld."

Er traf einen Mann, der kam aus dem Schacht.
Der ging durch den hellen Glanz wie die Nacht.
„Siehst du die Welt nicht, so hell und froh?"
„Ich kann nichts sehen. Es blendet mich so."

Ein Landstreicher schlich die Straße herauf.
Dem hing der Kopf, als schlief er im Lauf.
„Siehst du dich nicht an der Schönheit satt?"
„Ich kann nichts sehn. Bin vor Hunger zu matt."

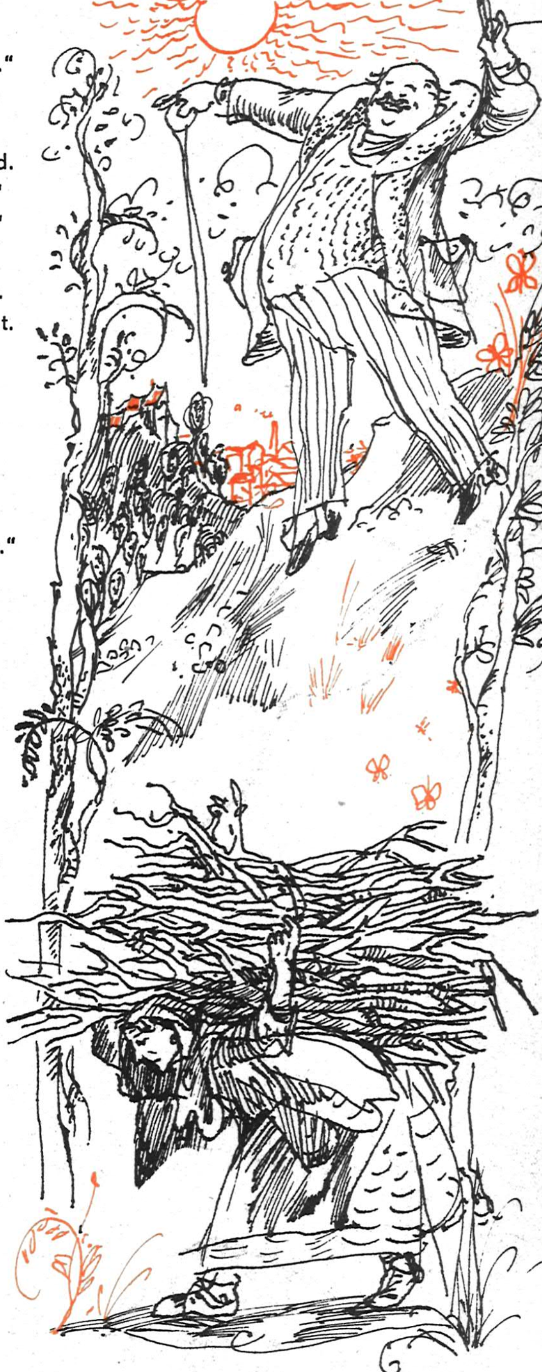
Da blieb der Reiche nachdenklich stehn:
„Ich begreife nicht, daß die alle nicht sehn!
Das sind doch Menschen, wie ich es bin.
Es fehlt ihnen allen vielleicht ein Sinn!"

Und als er zurückkam in die Stadt,
Stand einer, der keine Arbeit hat.
„Siehst d u nicht die blühende Herrlichkeit?
Du kannst doch genießen. Du hast doch Zeit?"

Da lächelte nur der Mann und sprach:
„Ich hab keine Zeit. Denn ich denke nach,
Warum der arme Teufel die Welt
Nicht genießen kann, wie es ihm gefällt.
Es fehlt ihm ein kleiner Teil nur dazu
Vom Reichtum der Welt. – Doch den hast du!
Du hast dir genommen, was ihm gehört!
Du hast dem Armen die Welt zerstört!
Weißt du, wann unsereins glücklich ist?
Erst an dem Tage, wo d u nicht mehr bist!"

Der reiche Mann ging schnell in sein Haus.
Die Sonne sah plötzlich unheimlich aus.
Er rief seinem Diener: „Schließ ab das Tor!
Von heute ab doppelte Schlösser davor!"

(Aus: „Das Lied vom roten Pfeffer – Hundert Gedichte", erschienen im Aufbau-Verlag Berlin und Weimar 1968)



Zeichnung: Sigrun Pfitzenreuter



Kein Rettungsring für Dorothy

Dann, an Bord, glaubt Dorothy, nun werde alles gut für sie, die Eltern und beide Brüder. Ein neues Leben wartet in Amerika. Onkel John gab ihnen Kredit für die Schiffskarten, und sie werden das Geld zurückzahlen. Alle werden sie dafür arbeiten. Der Vater im Hafen, die Mutter vielleicht als Wäscherin. Die Brüder können schon Teller spülen oder Schuhe putzen. Und Dorothy wird Netze knüpfen ...

Es ist das teuerste und größte Schiff der britischen White Star Line, mit dem sie fahren, ein schwimmender Palast, die TITANIC. Vier Schornsteine hat dieser 46-Tausend-Tonnen-Dampfer, der im Frühjahr 1912 auf seine erste Reise geht. Und Dorothy mit ihren Eltern und Brüdern gehört zu den dreitausend Passagieren.

Nur die ganz großen Reedereien können solche Riesenschiffe bauen, wie es die TITANIC ist. Aber die großen Reeder liefern sich auch einen erbitterten und harten Kampf. Denn die „größten Schiffe der Welt" sichern den Reedern Macht auf den Ozeanlinien. Wer die Linien beherrscht, steckt natürlich auch den größten Gewinn in die Tasche. So ist das Rennen der großen Reeder in Wahrheit eine Jagd nach Profit.

Davon weiß Dorothy nichts. Sie weiß auch nichts von den feinen Salons auf dem Riesenschiff, dem Porzellan, dem Goldbrokat und Silber. Sie kennt kein Promenadendeck und nicht die Leute, die fünfmal und öfter am Tag die Kleider wechseln, kennt nicht die Luxuskabinen der Ersten und Zweiten Klasse. Die werden von den Millionären und Weltenbummlern bewohnt.

Gereist wird streng geteilt nach Klassen. Dorothy und ihre Eltern und Brüder reisen in der Dritten Klasse, der Klasse der Armen, der Besitzlosen. Ihre Kabinen sind Massenschlafsäle tief im Schiffsbauch, mit wenig Luft und Licht. Den Passagieren der Dritten ist es verboten, auch nur einen Blick in das Reich der Ersten und Zweiten Klasse zu werfen. Es ist so eingerichtet, daß sich nie ein Reisender aus der Dritten Klasse und einer aus der Ersten und Zweiten begegnen können.

In den Salons feiern sie das Riesenschiff, und sie sind unerhört selbstsicher. Die TITANIC gilt ja als nicht sinkbar. Und sie dampft mit voller Maschinenkraft auf die schon nahe Küste Amerikas zu. Da erschüttert ein Stoß den Schiffsleib. Die TITANIC hat einen schwimmenden Eisberg gerammt. Unterhalb der Wasserlinie geht ein langer Riß durch das Schiff. Durch ihn dringen in jeder Minute tausend Kubikmeter Wasser ein. Die hastig geschlossenen Schotten können es nicht mehr aufhalten. Noch versuchen Kapitän und Mannschaft die Wahrheit vor den Passagieren zu verbergen, um einer Panik vorzubeugen. Doch unermüdlich sendet der Funker schon: „Rettet uns, wir sinken!"

Eine vorgetäuschte Rettungsübung mit angelegten Schwimmwesten kann die Wahrheit nicht mehr verbergen. Schon neigt sich der Bug, die befürchtete Panik bricht aus. Auf der TITANIC gibt es aber nicht einmal genügend Rettungsboote.

Um zwei Uhr in der Nacht zum 15. April 1912 versinkt das Schiff bei Neufundland. Es wird nicht nur nach Klassen gereist, nach Klassen wird auch gerettet. So nehmen die wenigen Boote zuerst die Passagiere der Ersten und Zweiten Klasse auf. Um die der Dritten kümmert sich niemand. Und die meisten der 1 500 Menschen, die ertrinken müssen, kommen aus der Dritten Klasse.

Von den Kindern werden 52 gerettet, das sind alle Kinder der Ersten und Zweiten Klasse. Für die 53 Kinder der Dritten Klasse gibt es keinen Platz in einem Boot und keinen Rettungsring. Alle Kinder der Dritten Klasse ertrinken, auch Dorothy und ihre Brüder.

Zeichnung: Karl Fischer

Bogumil und die Hermshof-Tochter

CHRISTINE ZENNER

Ein FRÖSI-Bericht zu „Kurs 80 – bei uns zu Hause"

Ja, wo gab's das früher, denken etliche in Königsmark: Eine Bäuerin läßt die einflußreichsten Männer im Dorf nicht ruhig schlafen und ist der treibende Keil, wenn sich was ändern muß. Und der eigene Mann hilft ihr dabei. Das gab's früher nicht.

Die Bäuerin Marianne Roß ist Ingenieurin. Sie ist zuständig für alle Landtechnik, die auf 6000 Hektar rundherum rollt. Früher hätte sie davon nicht einmal geträumt. Denn erstens war so etwas früher unvorstellbar, und zweitens saß ein völlig anderes Bild von einer Bäuerin in der Wunschecke ihrer Zukunftsgedanken.

Es sind ... zig Jahre her. Marianne Roß war damals noch die Herms-Marianne, und der Bauernhof, auf dem sie laufen lernte, hatte Traditionen. Seit 300 Jahren bestellten die vom Hermshof ihr Land in der Wische – zwölf Hektar Land!

Von ihren Ahnen hat Marianne wohl auch ihren Stolz auf den heimatlichen Boden geerbt. Sie liebte von Kind an das Haus und die vollen Scheunen, das Vieh und das Korn. Hier eines Tages selbständig schalten und walten zu können, erschien dem damals 14jährigen Mädchen als der Sinn seines Lebens. Nur deshalb ging Marianne dann zur Landwirtschaftsschule ...

Dort traf sie einen jungen Mann, der aber auch nicht einen Morgen Wind besaß und schuld daran wurde, daß die Marianne vom Hermshof die vollen Scheunen eines Tages doch nicht haben wollte. Der junge Mann hieß Fritz. Und er fuhr imponierend Motorrad. Sein Beruf war Zimmermann. Auch diese Zunft hatte Traditionen. Aber Zimmermänner aßen damals hart verdientes Brot, und das in der Vergangenheit meistens nicht reichlich. Nur deshalb kam Fritz Roß zur Landwirtschaftsschule. Er sagte sich: Das Bauerngewerbe nährt seinen Mann.

●

Marianne und Fritz waren also in der Art, die Welt zu sehen, sehr verschieden. Sie heirateten trotzdem. Fritz wurde Agronom auf einer Maschinen- und Traktorenstation in Königsmark. Denn das war die Zeit, in der die ersten LPG gegründet wurden, das war die Zeit der fünfziger Jahre.

Marianne trug ihr Staatsexamen auf den Hermshof heim. Und während Fritz Roß den immer ansehnlicher werdenden Genossenschaften MTS-Maschinen für die Feldarbeit lieh und sie beim Reichwerden im großen beriet, schaffte Marianne, seine Frau, den kleinen und privaten Reichtum. Des Abends aber erzählten sie einander ihre Pläne und Gedanken. Und da Marianne eine Frau war, die klug rechnen konnte, bekam auch sie allmählich ihre Augen nicht mehr los von der zinsenträchtigen Weite riesiger Genossenschaftsfelder. Sie brachte ihren Hermshof in die LPG von Berge ein. Sie selber ging nach Königsmark, gut zehn Kilometer weiter. Dort wurde sie LPG-Mitglied. Fritz hatte oft genug zu Marianne gesagt: „Wir brauchen dich in der Genossenschaft. Du bist klug." Nun sah sie in Gedanken schon, was es in Wirklichkeit damals noch wenig gab: Frauen, die die LPG an höchster Stelle brauchte und die ein Stück Geschichte machten mit ihrer Klugheit.

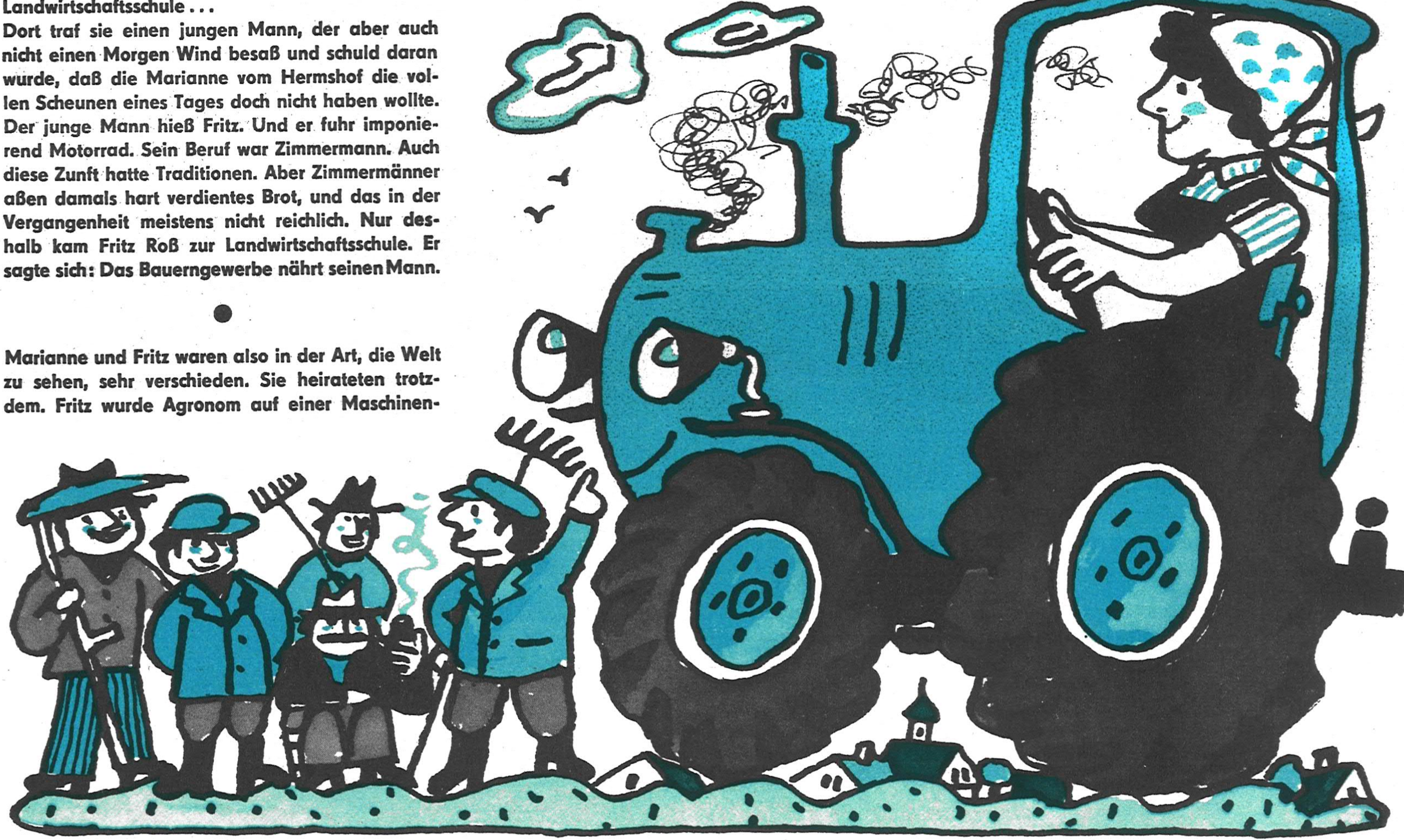
Aber wie das so ist im Leben: Fritz machte auf der MTS bereits den Oberagronom – Marianne ging aufs Feld der LPG, verzog Rüben, buddelte Kartoffeln, je nachdem. Nach Feierabend bemutterte sie ihre Kinder. Keine Spur davon, daß jemand ausgerechnet auf sie zu warten schien. Und tatsächlich: Noch war es nicht Brauch, daß Bäuerinnen interessante Männerarbeit machten. Wie sich Bräuche ändern können, bewies Marianne Roß dann höchstpersönlich, als sie sich in Bogumil verliebte.

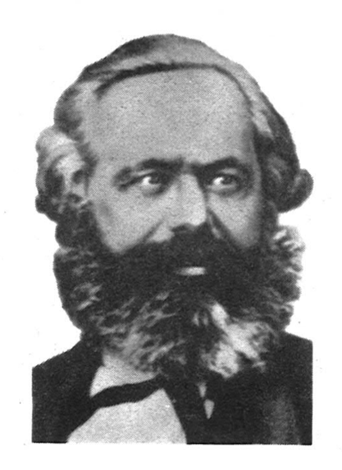
Bogumil war ein stattlicher Traktor. Daß sich kein Fahrer für ihn fand, lag nicht an seiner Qualität. Was fehlte, war der richtige Mann.

„Wenn schon kein Fahrer, eine Fahrerin ließe sich finden – mich!" erklärte deshalb eines Abends die Marianne entschlossen.

Fritz hüstelte erschrocken. Ausgerechnet seine Frau wollte als erste im Dorf die 45 Pferdestärken an die Leine nehmen? Ja, in Industriebetrieben in den Städten war es lange gang und gäbe, daß die

Fortsetzung auf Seite 20





Ein April der Bewährung



Am 25. April 1865 verlas Karl Marx im Generalrat der ersten internationalen Massenorganisation des Proletariats, der Internationale, einen Brief des Berliner Buchdruckervereins.
Der Vorstand berichtete vom Streik der 500 Leipziger Drucker und bat um moralische und materielle Unterstützung. Karl Marx, der schon 1848 den Ruf in die ganze Welt geschickt hatte: „Proletarier aller Länder vereinigt euch!", organisierte sowohl für den Leipziger Streik als auch danach für viele weitere Streikkämpfe die internationale Hilfe. Von den Ereignissen in Leipzig, an deren Spitze August Bebel stand, berichtet unsere Bildgeschichte.

Zeichnungen: Hans Betcke



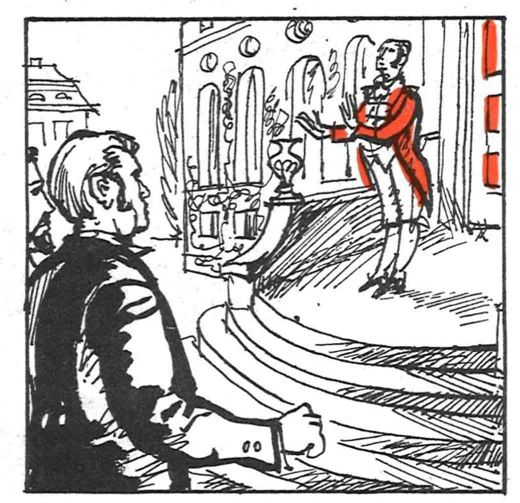
1. Die letzten Zeilen sind gesetzt. Heinrich, Buchdruckergehilfe beim Verleger Härtel, beendet seinen 12-stündigen Arbeitstag. „Feierabend, Kollegen!" ruft er in den Arbeitssaal. „Ab morgen wird gestreikt, das waren heute die letzten tausend Buchstaben für 25 Pfennige, und der letzte 12-Stunden-Arbeitstag!"

2. Im Prunkpalast der Brüder Härtel ahnt keiner etwas von dem Streik. In abendlicher Runde spricht man über die nächste Urlaubsreise nach Italien. Die Geschäfte gehen gut, die Taler rollen immer schneller in ihr großes Säckel.



3. 27. März 1865. Fünfhundert Leipziger Buchdrucker streiken. Der Drechsler August Bebel, Vorsitzender des Arbeiterbildungsvereins, erhält in seiner Werkstatt Besuch. Der Drucker Götz informiert ihn über die Forderungen der Drukker: 30 Pfennig für 1 000 Buchstaben und Verkürzung der Arbeitszeit auf 10 Stunden. Er bittet Bebel um Hilfe im Streikkampf.





4. Die Vertreter der gewählten Tarifkommission gehen von Tür zu Tür, von Verleger zu Verleger. Doch alle lassen sich von Lakaien verleugnen. Sie sind für die Drucker nicht zu sprechen. Empört schildern die Setzer August Bebel, daß sie wie Klinkenputzer behandelt werden. „Verschleppungstaktik", meint August Bebel, „die Herrchen wollen euch weich kneten!"



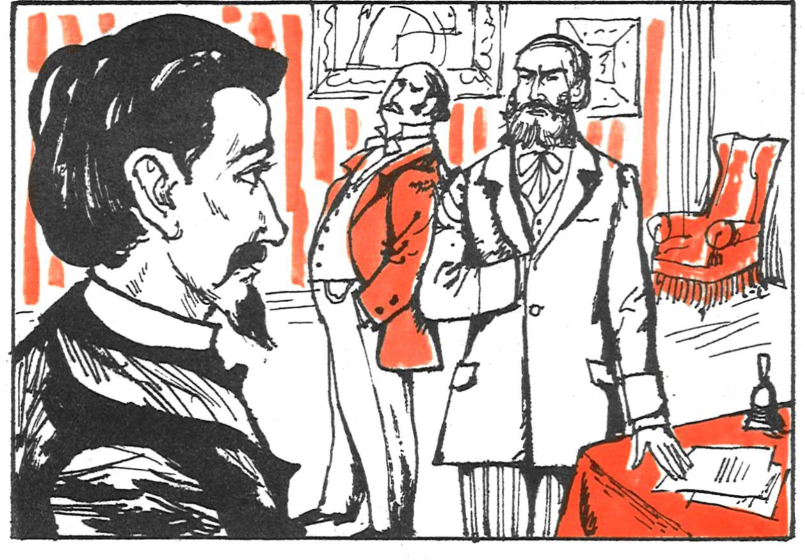
5. „Aber gerade jetzt müßt ihr fest zusammenhalten!" sagt August Bebel zu den Streikenden. „Und ihr seid in eurem Kampf nicht allein. Die ersten Solidaritätsspenden sind eingetroffen. Auch die internationale Solidarität der Arbeiter anderer Länder wird organisiert."

6. Eine Grippe fesselt August Bebel ans Bett, wo nun ständig beraten wird. Die Verleger lehnten alle Forderungen ab.





7. Man schreibt jetzt schon den 8. Mai 1865. August Bebel steigt die Treppe zum Hause Härtel hinan. Härtel vertritt als Vorsitzender der Verlegervereinigung alle Druckhausbesitzer.



8. Die kalten, spöttischen Blicke der Brüder Härtel treffen August Bebel, als er vorgelassen wird. Höflich und bestimmt trägt er die Forderungen der Drucker noch einmal vor.

Dann erklären sie, daß der Streik auf willkürliche Auslegung der Druckertarifordnung beruhe. „Ergo", so meint der eine, „hat die Tarifkommission keine Berechtigung, den Streik fortzusetzen." „Die Tarifkommission der Drucker, meine Herren", sagt August Bebel, „ist demokratisch gewählt, sie vertritt die Interessen aller 500 Streikenden, deren Forderungen sehr maßvoll sind." Die beiden Herren brechen schließlich das Gespräch ab. Sie drohen, gegen die Tarifkommission juristisch vorzugehen.

9. August Bebel berichtet vor den Druckern. Immer wieder wird er von Zwischenrufen unterbrochen. „Wir geben nicht auf! Jetzt erst recht nicht!" Ein junger Setzer springt auf einen Tisch und teilt den Anwesenden mit, daß Härtel bei der Polizei die Auflösung der Arbeitervereine von Leipzig beantragt hat.

10. Arbeiter eines Dresdner Verlages überbringen Solidaritätsspenden. „So antworten Arbeiter allen Ausbeutern", sagt ein Dresdner Kollege.
In einem speziellen Lagerraum häufen sich die Sachspenden. Und immer wieder geht Geld ein – auch aus London.



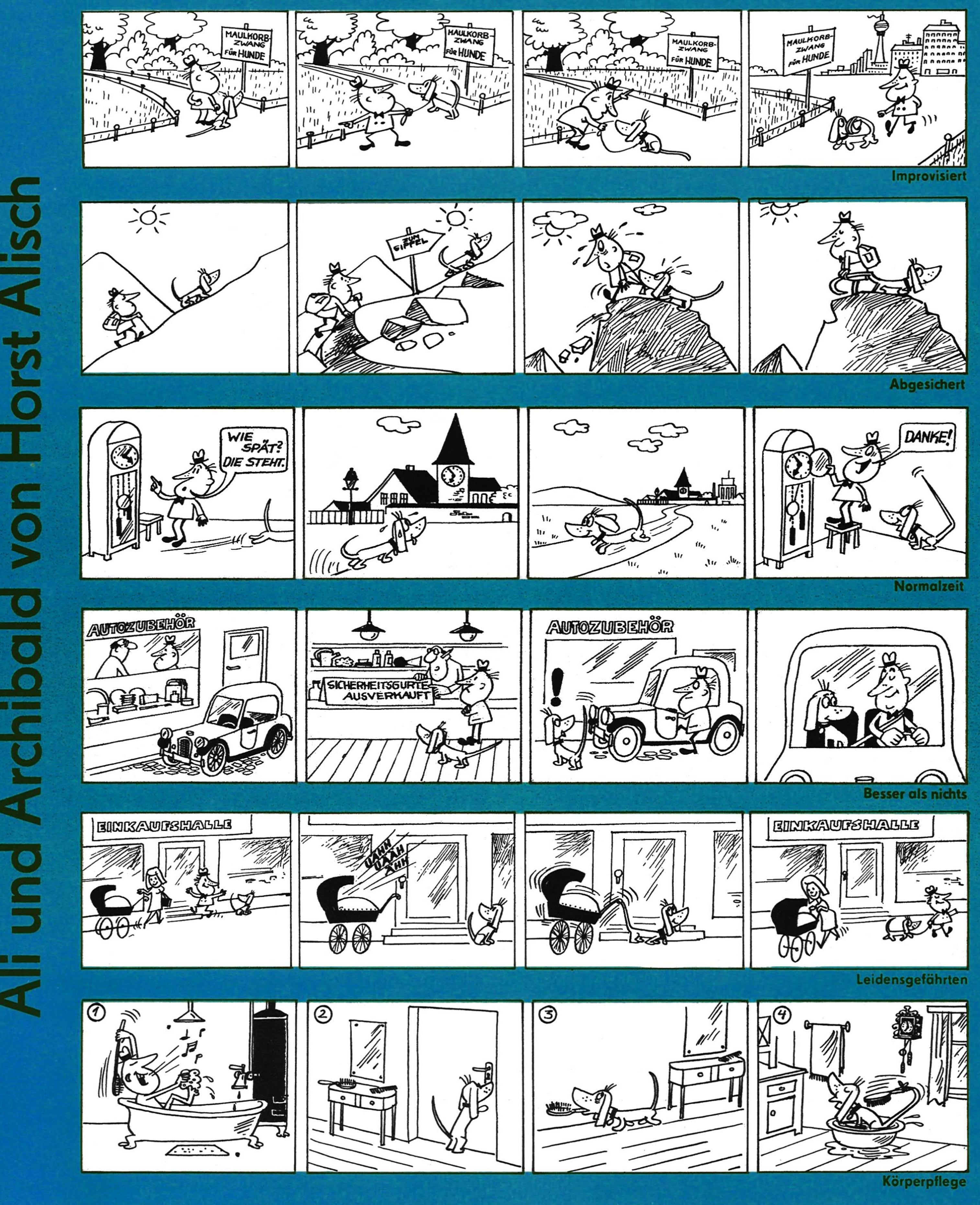
11. Am Abend des 31. Mai eilt August Bebel, von einer Versammlung kommend, durch das Salzgäßchen in Richtung Markt. In Höhe der Börse bemerkt er mehrere Schatten. Sein erster Gedanke ist: unsinntreibende Studenten. Er läßt die Börse hinter sich und blickt nach links unter die Rathauskolonnaden am Naschmarkt.

12. Plötzlich hört er die Stimmen von Götz und anderen Druckergesellen vor sich in der Dunkelheit. Erleichtert atmet er auf. Als er sich Götz bis auf wenige Meter genähert hat, wird er von hinten angegriffen. Faustschläge treffen ihn. Warnend schreit Bebel noch: „Vorsicht, Kollegen!" Dann ist er schon mitten in der Schlägerei. Die Drucker wissen sich zu wehren. Nach kurzer Zeit ist das Überfallkommando der Verleger in die Flucht geschlagen.





Der Streik der Buchdrucker endete am 6. Juni 1865 mit einem Teilerfolg. Das standhafte, geschlossene Auftreten der Drucker brachte eine Lawine von Streikkämpfen in Deutschland ins Rollen.
August Bebel, am 22. Februar 1840 in den Kasematten von Köln-Deutz geboren, trat in den Klassenkämpfen der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts mutig für die Interessen der Arbeiter ein. Als er 1865 Wilhelm Liebknecht kennenlernte, machte ihn dieser mit den Gedanken aus den Schriften von Marx und Engels bekannt. 1866 trat August Bebel der Internationalen Arbeiterassoziation bei. Ein Jahr später schon wurde er als erster Arbeitervertreter in den Norddeutschen Reichstag gewählt. Gemeinsam mit Wilhelm Liebknecht wurde er zum Mitbegründer der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, die auf dem Eisenacher Kongreß 1869 geschaffen wurde.
August Bebel verband eine tiefe Freundschaft mit Karl Marx und Friedrich Engels. Oft besuchte er die Begründer des wissenschaftlichen Sozialismus und holte sich Rat für den Klassenkampf in Deutschland.


Ali und Archibald von Horst Alisch
MAULKORB-ZWANG FÜR HUNDE
Improvisiert
ZUM GIPFEL
Abgesichert
WIE SPÄT? DIE STEHT.
DANKE!
Normalzeit
AUTOZUBEHÖR
SICHERHEITSGURTE AUSVERKAUFT
AUTOZUBEHÖR
!
Besser als nichts
EINKAUFSHALLE
UÄHH UAAH ÄHH
EINKAUFSHALLE
Leidensgefährten
1
2
3
4
Körperpflege



Zeichnung: Jürgen Wagner

Die Lebensrettung

WILLI MEINCK

Draußen schneit es wieder einmal, obwohl eigentlich schon Frühling ist. Manchmal geht eben manches verkehrt. Das Schlimmste ist, daß mir seit einiger Zeit nichts besseres einfällt als Wolken und Teppiche. Da kommt Bimbinetta in mein Zimmer und liest die Wörter auf dem Papierbogen.
„Wolken und Teppiche", sagt sie, „kannst du nicht mal etwas anderes erfinden?"
„Ich schreibe, wozu ich Lust habe, und damit basta", sage ich ärgerlich.
„Kein Mensch kann schreiben, wozu er Lust hat", meint Bimbinetta. „Das wäre ja noch schöner. Über Wolken kann jeder schreiben."
„Dann fang doch an."
„Wirst gleich sehen", sage ich. „Es handelt sich nämlich um eine Lebensrettung."
„Durch eine Wolke?" fragt Bimbinetta.
„Wenn du nichts dagegen hast."
Sie setzte sich auf die Ecke meines Schreibtisches und sieht mich erwartungsvoll an. Der kleine Buddha, den ich aus Colombo mitgebracht habe, nickt mir zu und sagt: „Da hast du es. Immer freundlich bleiben, mein Lieber."
„Du hast gut reden", erwidere ich, „hockst die ganze Zeit da und bist weise."
„Das solltest du auch mal versuchen", sagt er.
Es riecht nach Mittagessen aus der Küche, und Bimbinetta baumelt mit den Beinen. Von dem Gespräch mit dem Buddha hat sie zum Glück nichts verstanden, weil wir unsere lautlose Geheimsprache benutzt haben. Wahrscheinlich denkt sie, ich spinne.
„Wie war das nun mit der Lebensrettung?" fragt sie.
„Hm! Wie war das eigentlich? Wenn ich nicht irre, sind wir damals ins Gebirge gefahren."
„Ins Riesengebirge?"
„Genau dorthin. Wir fahren also im Riesengebirge umher, die Straße ist mächtig steil und führt direkt in den Himmel. Schneetreiben, sage ich dir, wie heute, Kurven über Kurven, außerdem ist es rutschig . . ."
„War ich da mit?" fragt Bimbinetta.
„Ja! Aber du warst noch sehr klein."
„Und Mutti?"
„Hat die Augen zugemacht. Ich gucke hoch und sehe eine dicke, graue Wolke. Mit einem Mal geht's bergab, und ich schlittere durch eine Haarnadelkurve direkt auf den Abgrund zu, mindestens zweitausend Meter tief . . ."
„Das fetzt", sagt Bimbinetta.
„Die Vorderräder hängen schon über dem Felsen, da denke ich an die dicke, graue Wolke und erinnere mich, daß Wasserdampf leichter als Luft ist. Ich schreie: ‚Tür auf!'"
„Ganz schön gefährlich", sagt Bimbinetta. „Und wie ging's weiter?"
„Mutti, geistesgegenwärtig wie immer, reißt die Tür auf . . . Und was dann geschieht, kannst du dir ja denken."
„Abgestürzt", sagt Bimbinetta.
„Nicht die Bohne! Die Wolke wolkt sich durch den Türspalt, ich rufe: ‚Zumachen!' und schon schweben wir fein säuberlich über den Abgrund auf die andere Seite. Es ist zwar mächtig eng, außerdem feucht, aber das läßt sich nicht vermeiden, wenn man eine Wolke im Auto hat."
„Und dann?"
„Wir landen, ich bedanke mich bei der Wolke und warte, bis sie ausgestiegen ist."
„Und dann?"
„Kommt ein Zollbeamter, und ich muß fünfzig Mark Strafe bezahlen."
„Warum denn das?" fragt Bimbinetta.
„Weil es verboten ist, Wolken mitzunehmen."

Der schwarze Ritter (Teil 6)





Zeichnungen: Fred Westphal

Fortsetzung von Seite 15

Frauen sich mit Zahnrad und Getriebe nicht schlechter als die Männer verstanden. Doch im Dörfchen Königsmark war eine Frau mit vier Traktorenrädern unter sich so undenkbar wie eine Kuh auf fünf Beinen.

„Ist lauter Schwindel, daß das nichts für mich wäre", schimpfte seine Frau die Bedenken hinweg.

So kam's: An einem Sommertag versuchte Marianne, ihren Bogumil in Gang zu bringen. Sie versuchte es mit manchem Lärm. Sie sagte „Schietdreck" oder „Mist". So viele Worte sie auch fand, Bogumil bockte.

Die Traktoristen konnten jedes Wort verstehen. Sie schnauften vor Lachen: „Na, dat is ja man ein Heidenspaß. Dat will woll nich gehen?" Doch just in diesem Augenblick sprang Bogumil an, und den verblüfften Männern ein zufriedenes „Na, siehste!" zunickend, ratterte die Traktoristin davon. Sie war sich dabei nicht einmal sicher, ob nicht etwa einer von ihnen dem Bogumil seinen „Defekt" beigebracht hatte.

Erst später, als sie auch mit anderen Bäuerinnen darüber sprach, wie günstig die Technik für jeden ist, entdeckte sie den ernsten Hintergrund am Männerspaß. Zwar hatte sie die Nachbarinnen theoretisch bald überzeugt. Nur – auf den Traktor trauten sie sich trotzdem nicht. Sie könnten ihren Männern mit solchen Vorschlägen gar nicht erst kommen, sagten sie entschuldigend. Das heißt: später vielleicht.

Vieles Gute braucht seine Zeit zum Gedeihen. Es wurde Ende der sechziger Jahre. Marianne Roß hatte inzwischen längst auch in anderen Dörfern Frauen Mut zur Technik gemacht, und die Frauen hatten sie dafür als „ihre" Vertreterin in den Bundesvorstand des DFD und in die Volkskammer der DDR gewählt. Von da aus sah Marianne Roß die größeren Zusammenhänge – auch für sich selbst. Sie sagte sich: Gut, Treckerfahren kann ich, ebenso wie jeder Mann... Doch schon war von ganzen Maschinensystemen in der Landwirtschaft die Rede; kaum ein Arbeitsgang, der eines Tages noch von



Viel Schreckliches mußten Küskergö und seine Freunde während der Sklavenarbeit in der Salzgrube erleben, ehe sie fliehen konnten. Auf dem Weg zurück zur Burg verteidigen sie eine Kutsche des Herrn János gegen einen Überfall.







Text: Josef Hunyadi, Zeichnungen: Ernö Zorad

Fortsetzung folgt!

Hand getan werden muß. Sie sagte sich: Wer dafür nicht studiert, damit er dann gleich zugreifen kann, stiehlt sich selbst die Zukunft. Sie beschloß, zu studieren!

Fritz Roß, inzwischen Abteilungsleiter beim Rat des Kreises, machte ihr den neuen Weg auch diesmal leicht. Ist die Zeit reif für studierende Frauen überall im Land, ist sie auch reif für leitende Bäuerinnen, gestand er sich ein und änderte sein Leben. Für die nächsten Jahre kochte er am Wochenende das Essen.

Doch zum Studieren brauchte Frau Roß auch noch das Ja der Genossenschaft. Und da gab es statt dessen Krach.

Ein eifriger Mann aus dem Bezirk hatte zwei Bäuerinnen gleich vom Feld weg für ein Sonderstudium notiert. Jetzt fragte sich der LPG-Vorsitzende im nachhinein: „Zwei Ingenieure für Landtechnik in einer so kleinen LPG, wie die unsere ist?" Im Vorstand fielen harte Worte: Noch wäre hier in Königsmark kein einziger Mann Ingenieur – nun sollten dafür zwei Frauen sein? Der Vorstand schrieb im Endeffekt zwei Briefe an Marianne und Brigitte, die schon beide studierten: „Für Ingenieure ist in unserer Genossenschaft kein Bedarf."

Da legte Brigitte enttäuscht die Bücher wieder in die Ecke und blieb wo sie war: im LPG-Büro. Was aber tat Marianne Roß im gleichen Fall? Sie studierte weiter. „Die LPG ist zwar klein, aber auf den 6 000 Hektar der Kooperation ist Ingenieurwissen bald so viel wie bares Geld", entschuldigte sie ihre Widersetzlichkeit bei den Leuten im Dorf. Die aber schüttelten ratlos die Köpfe. Ob Marianne nicht doch zu weit ging?

Im Vorstand wurde die Debatte wieder aufgenommen. Der starrköpfigen Marianne wegen. Die kleine LPG von Königsmark brauche wirklich keine zwei Technik-Experten. Wohl aber einen. Und der könnte Marianne sein. Die LPG würde außerdem noch einen Tierzucht-Fachmann brauchen. Warum nicht Brigitte, das heißt – wenn sie noch wollte. Sie wollte.

Der Kompromiß bekam mit Stimmenmehrheit die Beschlußgewalt.

Nun tat es Marianne sogar ein bißchen leid, daß sie dem Vorsitzenden und manchem anderen das viele Kopfzerbrechen gemacht hatte. Jedoch: Sie würde das doch immer wieder tun.



Und Fritz meint so: Gut, seine Frau hat seinerzeit mit Bogumil den ersten Schritt in Richtung neue Technik gemacht. Sie hat erfahren, daß zum zweiten Schritt auch wieder Mut gehört. Bald wird sie merken, daß sie zu jedem folgenden noch mehr Mut aufbringen muß, denn die Schritte, die sie mit der Zeit geht, werden immer größer.

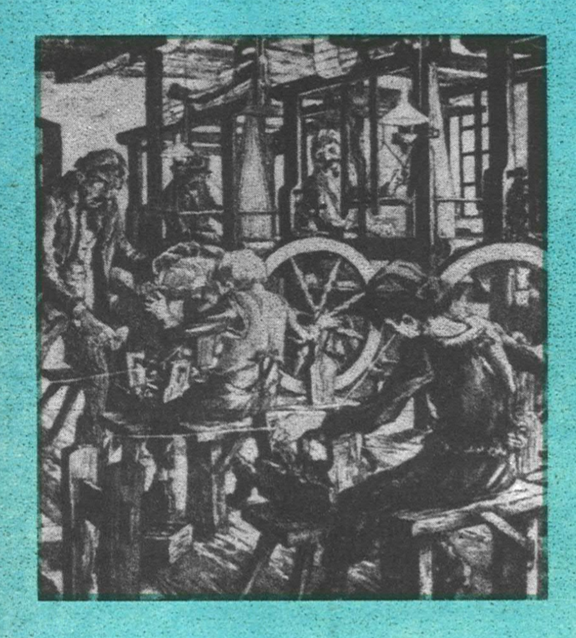
Zeit ist vergangen. Marianne Roß ist „Ingenieur im Rock". Die Liebe zum Boden und den vollen Scheunen hat sie bis heute nicht verlassen. Was Wunder, wenn „ihr" Land immer größer und die Scheunen immer voller wurden?

Und Fritz Roß? Nicht minder hängt auch er an diesem „Gewerbe, das seinen Mann ernährt" und seine Leute bildet. Was Wunder also, daß er es jetzt ist, der gerade studiert?

Lernen und Arbeiten sind Schwestern



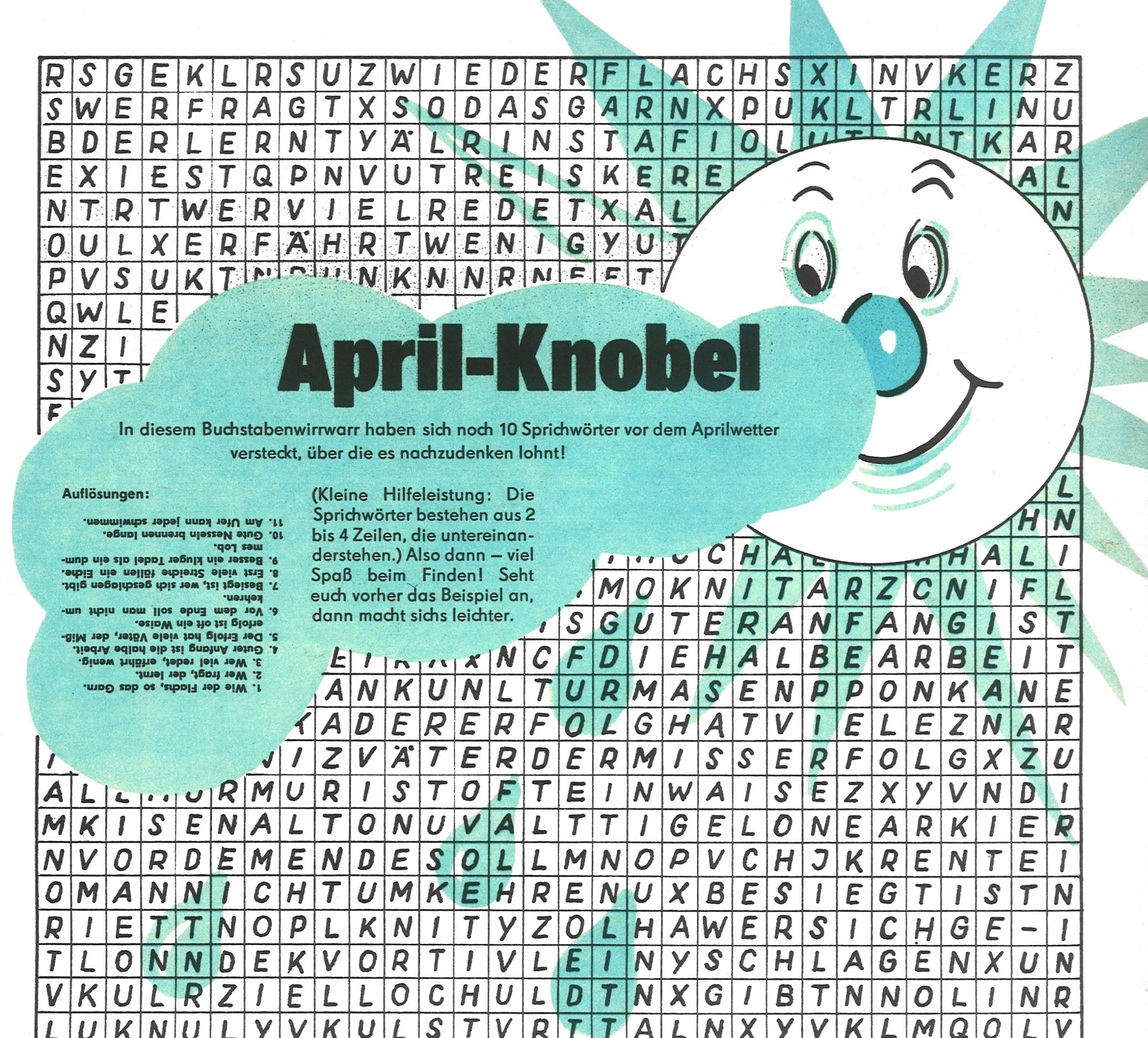
Daß Lernen und Arbeiten zusammengehören, erlebt ihr alle im Schulalltag. Habt ihr aber schon einmal darüber nachgedacht, weshalb? Warum ihr in eine polytechnische Schule geht?
Von alters her haben sich die arbeitenden Menschen gewünscht, ihren Verstand und ihre körperlichen Kräfte allseitig ausbilden und gebrauchen zu können. Lange wußten die Menschen nicht, wie sie diesen Wunsch verwirklichen konnten. Erst Karl Marx und Friedrich Engels wiesen ihnen den Weg. Die beiden Freunde studierten die Lage der arbeitenden Klasse im England des 19. Jahrhunderts. Hier vollzog sich in der zweiten Hälfte des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine stürmische Entwicklung der Produktion, die Friedrich Engels „technische Revolution" nannte. Viele Erfindungen wurden gemacht. James Hargreaves, ein Weber aus Blackburn, konstruierte eine Spinnmaschine,



die Jenny. Cartwright erfand einen mechanischen Webstuhl. Mit der von James Watt um 1764 entwickelten Dampfmaschine war auch ein geeigneter Motor für diese Arbeitsmaschine gefunden. Zuerst stellte man die Dampfmaschinen handwerklich selbst her. Das dauerte lange und war sehr teuer. Aber der Dampf machte es auch möglich, Maschinen zum Bau von Maschinen zu bauen. Dampfhämmer und andere Vorrichtungen entstanden.
In England wurden viele Fabriken gebaut, in denen Spinnmaschinen surrten, mechanische Webstühle klapperten, Dampfhämmer zischten und polterten. Es entstand die moderne Industrie.
Marx und Engels wiesen nach, daß die moderne Industrie die allseitige Entwicklung der arbeitenden Menschen möglich und notwendig machte. Aber die gesellschaftlichen Verhältnisse verhinderten das. Was scherten die Fabrikbesitzer die Arbeiter? Sie wollten verdienen, immer mehr verdienen! Sie unterteilten den Produktionsprozeß so, daß jeder Arbeiter nur einen oder zwei Handgriffe auszuführen hatte. Und das täglich 14 Stunden lang. So wurden die Fabriken, wie es in einem Bericht aus dem Jahre 1815 heißt, „Asyle lebendiger, menschlicher Skelette, die kaum mehr Verstand besitzen". Und das Scheußlichste: Für Handgriffe, die keine großen Körperkräfte, aber Fingerfertigkeit verlangten, stellten die Fabrikherren sogar Kinder ein. Für ein paar Pence mußten Sechs- bis Zwölfjährige in den stickigen Fabriksälen vom Morgengrauen bis zur Nacht arbeiten. Über die verheerenden Folgen können wir in einem Bericht aus dem Jahre 1813 lesen: „Viele Kinder blieben Zwerge, deren geistige und körperlichen Anlagen verkümmerten; einige wurden sogar Krüppel."
Erst die im Sozialismus planmäßig von der ganzen Gesellschaft betriebene Produktion setzt, wie Friedrich Engels sagt, „Menschen voraus, deren Anlagen nach allen Seiten hin entwickelt sind, die imstande sind, das gesamte System der Produktion zu überschauen."
Marx und Engels wußten auch bereits, wie dieses Ziel zu verwirklichen ist. Bei ihren Studien in England waren sie auf Robert Owen aufmerksam geworden. Er besaß eine Baumwollspinnerei in Schottland. Aber im Unterschied zu den anderen Fabrikbesitzern verkürzte er die Arbeitszeit in seiner Fabrik, erhöhte den Lohn und traf erste Maßnahmen für den Gesundheitsschutz. In seiner Fabrik durften Kinder erst ab 10 Jahren arbeiten. Für die kleineren richtete er Tagesschulen ein. Die größeren besuchten eine Abendschule. Hier lernten sie und trieben Sport. Es zeigte sich: Die Kinder, die arbeiteten und lernten, entwickelten sich geistig und körperlich besser, als die Kinder der Reichen, die nur die Schule besuchten und nicht arbeiteten. Obwohl das Experiment von Owen ein Einzelbeispiel war und scheitern mußte, erkannten Marx und Engels daraus, daß die Verbindung von produktiver Arbeit, Unterricht und Gymnastik die einzige Methode zur Heranbildung allseitig entwikkelter Menschen ist.
In den sozialistischen Ländern wurden und werden diese Forderungen von Karl Marx und Friedrich Engels verwirklicht. Die Sowjetunion ging dabei voran. Gestützt auf ihre Erfahrungen, schufen auch die Werktätigen der DDR unter Führung der Arbeiterklasse und ihrer Partei eine polytechnische Oberschule für alle Kinder des Volkes. Sie gibt ihnen die Möglichkeit, sich gut auf das Leben und die Arbeit vorzubereiten, ihre Persönlichkeit allseitig zu entwickeln. Es liegt an euch, liebe Mädchen und Jungen, diese Möglichkeit gut zu nutzen. Dazu will ich euch einige Ratschläge geben:

- **Nehmt die Arbeit genau so ernst wie das Lernen. Nutzt den polytechnischen Unterricht, um euch naturwissenschaftliches und technisches Wissen und Können anzueignen.**
- **Plant jede Arbeit sorgfältig. Überlegt gründlich, wie ihr sie mit dem geringsten Zeit-, Kraft- und Materialaufwand gut ausführen könnt. Nutzt dazu eure Kenntnisse aus dem theoretischen Unterricht.**
- **Bemüht euch darum, jede Arbeit sorgfältig zu erledigen. Eignet euch die Arbeitstechniken sicher an. Laßt euch schwierige Handgriffe erklären und übt sie, bis ihr sie beherrscht.**
- **Nutzt die Arbeitszeit voll aus. Gewöhnt euch daran, ausdauernd zu arbeiten und eure körperlichen Kräfte richtig einzusetzen.**
- **Achtet auf Ordnung und Sauberkeit am Arbeitsplatz. Haltet die Sicherheitsbestimmungen ein.**
- **Leistet Qualitätsarbeit. Bemüht euch, genau zu berechnen, zu messen, zu wiegen.**
- **Helft euch bei der Arbeit kameradschaftlich. Beratet im Kollektiv alle Probleme, die bei der Arbeit auftreten.**
- **Lernt von den Werktätigen, wie man den Arbeitswettbewerb führt und hohe Arbeitsleistungen zum Nutzen unserer DDR vollbringt.**

Euer Prof. Dr. Polzin



April-Knobel

In diesem Buchstabenwirrwarr haben sich noch 10 Sprichwörter vor dem Aprilwetter versteckt, über die es nachzudenken lohnt!

(Kleine Hilfeleistung: Die Sprichwörter bestehen aus 2 bis 4 Zeilen, die untereinanderstehen.) Also dann – viel Spaß beim Finden! Seht euch vorher das Beispiel an, dann macht sichs leichter.

Auflösungen:

1. Wie der Flachs, so das Garn.
2. Wer fragt, der lernt.
3. Wer viel redet, erfährt wenig.
4. Guter Anfang ist die halbe Arbeit.
5. Der Erfolg hat viele Väter, der Mißerfolg ist oft ein Waise.
6. Vor dem Ende soll man nicht umkehren.
7. Besiegt ist, wer sich geschlagen gibt.
8. Erst viele Streiche fällen ein Eiche.
9. Besser ein kluger Tadel als ein dummes Lob.
10. Gute Nesseln brennen lange.
11. Am Ufer kann jeder schwimmen.

L	U	K	N	U	L	Y	V	K	U	L	S	T	V	R	T	T	A	L	N	X	Y	V	K	L	M	Q	O	L	V
X	E	R	S	T	V	I	E	L	E	S	T	R	E	I	C	H	E	X	R	M	O	T	H	R	D	E	P	N	W
Y	F	Ä	L	L	E	N	E	I	N	E	E	I	C	H	E	Y	H	S	C	H	D	E	L	K	O	N	Q	R	Y
Z	I	U	N	G	L	L	R	E	W	I	O	T	N	C	L	A	D	J	O	N	O	X	T	E	R	N	T	S	Z
U	B	E	S	S	E	R	E	I	N	K	L	U	G	E	R	T	A	D	E	L	W	C	N	K	R	I	A	L	T
V	A	L	S	E	I	N	D	U	M	M	E	S	L	O	B	Q	U	A	R	Y	X	D	E	V	P	O	K	R	U
W	I	L	M	N	W	I	O	T	G	U	L	K	M	I	R	N	K	U	F	E	S	T	A	L	P	E	Y	V	A
X	N	G	U	T	E	N	E	S	S	E	L	N	X	Y	A	M	U	F	E	R	K	A	N	N	J	E	D	E	R
Y	L	B	R	E	N	N	E	N	L	A	N	G	E	V	S	C	H	W	I	M	M	E	N	X	Y	K	U	N	L

Zeichnung: Otto Sperling

Der Teekessel stöhnt:

Ich koche gleich...

Ungleiche Brüder rumoren in meinem Bauche herum. Wie ist ihr Name?

Zeichnung: Fred Westphal

Ich bin ein Wort der Anerkennung.
Wo ich auftauche, gibt es Lob und eine gute Note auf der linken Zeugnisseite. Obwohl ich nur mit „O" anfange, sagt man oft „oh", wenn man mich sieht.
Jeder braucht mich, aber noch liebt mich nicht jeder. Für viele aber bin ich schon tägliche Gegenwart und Gewohnheit und unentbehrlich geworden.
Mein Gesicht ist sehr wandlungsfähig, es zeigt sich im Kleiderschrank und in der Schulmappe, an den Schulheften und selbst in der Art und Weise eures Denkens.
Die Zeit ist mein Verbündeter, denn ganz sichtbar wird mein Wert, wenn irgend etwas sehr schnell gehen soll.
Ja, die Zeit ist mein Freund. Wer sie für mich aufbringt, wird sie vervielfacht von mir zurückerhalten ...
Die Volkspolizei ist immer für mich da, der Lehrer will mich und natürlich auch die Eltern, in den Betrieben werde ich bereits in der Lehrausbildung gefördert und der sowjetische Neuerer Bassow hat schon eine Methode entwickelt, die auch meinen Namen trägt. Denn ein Bauplatz – um nur ein Beispiel zu nennen – ist ohne mich einfach undenkbar.
Mein Werbespruch: Wer mich hält, fährt besser ...

Ich bin ein wahrer Zauberer, ich bringe Socken und Kaugummis durcheinander, vermenge Schulhefte und Puppensachen und lege den Pflaumenkuchen auf das Briefmarkenalbum.
Ich bin gefährlich für die Kleinen und die Großen. Ich lasse Leute stolpern und bringe ganze Produktionsabläufe durcheinander. Mein Wesen verdanke ich – genau besehen – zwei unscheinbaren Buchstaben. Die zwei Buchstaben U und N vor ein Wort gesetzt, das Anerkennung schafft – und schon werden aus strahlenden Gesichtern finstere Mienen, schon gibt es statt einer Prämie eine Kritik, schon gibt es Durcheinander, Zeitverlust oder gar Unfälle.
Jeder weiß von meinem nachteiligen Charakter – und dennoch wird mir oft großzügig vergeben. Erst wenn ich mal so richtig am Werke war und Schaden stiftete, beginnen die Leute, mich aus meinen Ruhestätten zu verjagen ...
Ihr seht, ich führe ein bewegtes Leben. Von Jahr zu Jahr aber nehmen meine Feinde zu, organisieren Wettbewerbe und Aktionen und tun alles, mein Dasein zu erschweren.

SPRAY-ATHENER

„Ich kann alles, mir kann keener!"
so ruft stolz der Spray-Athener,
denn er löst uff die bequeme
Spraystrahl-Masche die Probleme!

Überzeugt euch selbst und seht,
wie spielend leicht da alles geht
und daß sogar die schwersten Sachen
sich wirklich fast von selber machen.

Doch wer jetzt denkt, die Muskelkraft
nebst Arbeit werde abgeschafft,
dem sei gesagt, das kann nicht gehen.
Spray gibt's zwar, doch kein Spray-Athen!

Idee, Text und Zeichnungen: Horst Alisch

Redaktion „Fröhlich sein und singen". Ausgezeichnet mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Silber, der Artur-Becker-Medaille in Gold, der Medaille der Pionierorganisation „Ernst Thälmann" in Gold und der Ehrennadel der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Gold. Chefredakteur: Dipl.-Päd. Wilfried Weidner, stellv. Chefredakteur: Dipl.-Gewi. Walter Stohr. Chefreporter: Eckhard Rösler. Gestalter: Alexander Michalak, Vera Kruse. Redakteure: R. Bredereck, M. Hesse, Chr. Meier, D. Mörike, A. Kobow, R. Kegel, F. Frenzel, Ch. Simon. Kollegium H. Alisch, G. Dorn, G. Dorst, E. Dropczynski, G. Feustel, R. Hambach, Dipl.-Päd. L. Jaschin, Dr. K. Herde, Prof. Dr. P. Klimpel, Dr. E. Lange, Dr. Ch. Lost, W. Meyer, H. Petrik, Prof. Dr. J. Polzin, F. Paetzold, R. Sonntag, R. Skottky, Dipl.-Päd. D. Wilkendorf, D. Weißpflog – Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Ing.-Ök. H. Görner, Ing. G. Giersch, Ing.-Ök. J. Kahl, Ing.-Ök. M. Kutschik, Dipl.-Ing. E. Schulz, Dr. P. Lobitz,



Dipl.-Ing. H. Mauersberger, G. Meinke, A. Camphausen, W. Ondracek, Dr. B. Peisker, G. Tscharnke, Ing. K. Barthel, H. Formatschek, Dr.-Ing. H. Förster, R. Philipp. Sitz der Redaktion „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 108 Berlin, Mauerstraße 39/40. Postanschrift: „Frösi", 1056 Berlin, PSF 43. Fernruf: 2 23 30. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend über Verlag „Junge Welt". Verlagsdirektor: Manfred Rucht. Die Zeitschrift erscheint monatlich. Abonnementspreis 0,70 M. Bezugszeitraum monatlich. Art.-Nr.: 500 501. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR. – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 801 Dresden, Julian-Grimau-Allee.

Numeriert zuerst die drei beiliegenden Einlegebogen von 1 bis 3 (Zahl klein in eine Ecke schreiben). Nun wird Bogen 1 genau über Bogen 2 gelegt. Beide Bogen zwischen Seite 26 und 27 so legen, daß die obere und die rechte Kante genau mit der oberen und rechten Kante des Heftes abschließen.

Nun zum Bild. Vier der hier abgebildeten Tierparkbesucher benutzen ein Spray, das es wirklich gibt. Findet sie heraus und fahrt die äußere Kontur der Köpfe mit einem Bleistift so nach, daß Kreise entstehen. (Leicht aufdrücken!)

FÜR SULTAN EINE GROSSE PORTION PFERDEFLEISCH AUS DOSEN....
....UND JANZ OHNE KNOCHEN
ANTI-ROST! DA HALTEN DIE EISENSTÄBE LÄNGER....
DER FLECK MUSS WEG!
...MAL KURZ DIE SCHEIBEN PUTZEN!
NEUHEIT! BLITZLICHT AUS DER SPRAYDOSE!
SICHER EIN SPRAY GEGEN HALS-SCHMERZEN!!
PFUI TEUFEL! DA WIRD LUFTVERBESSERER GEBRAUCHT!
'N BISSKEN LUFT-SPRAY! DIE KARRE HAT JA 'N PLATTEN!
BETON-SPRAY, DAMIT DER HALS NICHT ABKNICKT.
DUNG
..SOLL JA SOGAR SCHON REIFEN-SPRAY GEBEN.....

Beide Einlegebogen nach unten schieben, so daß die untere und die rechte Kante mit den Heftkanten abschließen.
Nur eine der hier abgebildeten Personen benutzt ein Spray, das man überall kaufen kann. Zeichnet sie mit einem Bleistift nach, auch die Strahlen, die aus ihrer Spraydose kommen.
Habt ihr beide Aufgaben richtig gelöst, gibt sich der Luftballonhändler zu erkennen.

DA NIMMT MAN GANZ EINFACH DEN SPURENENTFERNER IN SPRAYFORM!
ZUM KULTURPARK
STIEFEL-FIX, DAS SPRAY-DASS DIE STIEFEL GANZ SELBSTÄNDIG BEIM LAUFEN PUTZT!
DA, KIEK MAL ATZE! EINE ECHTE SPRAY-WÄLDERIN!!
HUTSTOPPER-INTENSIV-SPRAY FÜR WINDIGE TAGE!
NA KOMM SCHON...
HAAR-FESTIGER RETTET DIE FRISUR
LUFTBALLONS GIBT'S AUF DER SEPACO-SEITE NUMMER 2 ABER NUR FÜR PFIFFIKUSSE!
SENF-SPRAY GEFÄLLIG?
WO HAT ER DENN DEN BALLON HER??

Legt Bogen 2 über Bogen 1 und beide Bogen zwischen Seite 24 und 25, so daß die linke und obere Kante des Papiers mit der linken und oberen Kante des Heftes übereinstimmen.

Komische Vorstellungen haben diese Spray-Athener von den Verwendungsmöglichkeiten der Spray-Arten. Aber einige wissen doch ganz genau, welche Sprays es wirklich gibt. Findet sie heraus und zeichnet ihre Gesichter nach.

Beide Einlegebogen nach unten schieben, so daß die untere und die linke Kante mit der unteren und linken Kante des Heftes abschließen. Peter hat den ersten Preis gewonnen. Er nimmt ihn aber nicht mit. Warum? Fünf der Sprechblasen geben richtig sortiert und zusammengenommen Antwort.

Zeichnet die untere Linie der entsprechenden Schriftblasen nach. Sind auf Bogen 1 alle Köpfe unterstrichen, seid ihr echte Spray-Kenner.

SPRAYS GEHÖREN NICHT IN KINDERHÄNDE +++ SPRAYS GEHÖREN NICHT IN KINDERHÄNDE +++ SPRAYS GEHÖREN NICHT IN KINDERHÄNDE +++ SPRAYS GEHÖREN NICHT IN KIN

Bogen 2 wird über Bogen 3 gelegt und beide zusammen zwischen die Heftseiten 28/29, so daß die obere und die rechte Kante mit der oberen und rechten Kante des Heftes abschließen.

Zwei Sportler haben ein Spray benutzt, das es wirklich gibt. Zeichnet sie nach.

Beide Bogen nach unten schieben.
Welche vier fleißigen Helfer haben sich die Arbeit wirklich erleichtert? Sucht sie heraus und zeichnet die Konturen ihrer Haare nach. Auf dem Blatt 3 werdet ihr nun Zeuge, wie das k.o.-Spray wirklich wirkt.

Schneidet alle durchgezeichneten Figuren aus und klebt sie zu einem neuen, lustigen Bild zusammen. Malt etwas dazu oder laßt etwas weg. In kleine Sprechblasen schreibt Spray-Sorten, die ihr euch für die Zukunft wünscht.

Schickt alles zusammen bis zum 31. Mai 1978 an die Redaktion „Frösi", 1056 Berlin, Postschließfach 37, Kennwort: Spray-Spritziges.

veb aerosol-automat karl-marx-stadt +++ veb aerosol-automat karl-marx-stadt +++ veb aerosol-automat karl-marx-stadt +++ veb aerosol-automat k

Zeichnungen: Sigrun Pfitzenreuter

In der Ukraine, im Gebiet Kirowograd, liegt das große Steppendorf Pawlysch.
Es wurde bekannt durch den sowjetischen Pädagogen Wassili Alexandrowitsch Suchomlinski, der hier lebte und arbeitete. Er war Direktor der Schule und Mitglied der Akademie der Pädagogischen Wissenschaften der UdSSR.
„Frösi" entdeckte an dieser Schule Märchen, die Unterstufenschüler geschrieben haben.

Der Kranich und der Papagei

Ein Kranich wurde in einem Nest am Ufer unseres Sees geboren. Der Winter kam. Der Kranich schloß sich dem Schwarm der anderen Kraniche an und flog mit, weit in den Süden.
Dort gab es ewigen Sommer, warmes Wasser, smaragdgrüne Ufer, blauen Himmel. In den Wäldern waren viele wunderbare Vögel: grüne, blaue, hellblaue Papageien. Sie alle sangen und schrien fröhlich. Aber unser Kranich langweilte sich.
Ein grüner Papagei fragte ihn: „Warum langweilst du dich? Warum baust du kein Nest und brütest Junge aus?"
Der Kranich schwieg und schaute nur nach Norden.
Plötzlich geriet er in Bewegung und horchte auf etwas. Irgendwo ertönte ein Kranichschrei, fröhlich, aufgeregt ... Der Kranich flog hinauf, und er holte die anderen Kraniche ein.
„Wohin fliegst du?" wunderte sich der Papagei. „Dort ist es doch kalt. Du wirst fünf Monate dort leben und doch wieder zu uns zurückkehren. Was ist denn dort so schön in deinem kalten Norden?"
„Dort ist es schöner, weil ich dort geboren bin", antwortete der Kranich. „Dort ist meine Heimat."



Der Spatz beim Arzt

Auf der Wiese lebt der alte Doktor Rabe. Er heilt die Vögel, er kuriert sie von allen Krankheiten. Er trägt einen schwarzen Kittel und eine große Brille. Die Kranken empfängt er auf einem großen Baumstumpf. Dort hat er verschiedene Röhrchen und Medikamente. Einmal flog der Specht zu Doktor Rabe. Er würgte an einem großen Käfer. Der Käfer war quer in der Kehle steckengeblieben und nahm dem Specht die Luft. Doktor Rabe stieß ihn mit einem großen Stock hinunter. Der Specht dankte dem Raben.
Dann kam der Spatz zu Doktor Rabe in die Sprechstunde.
„Was tut dir weh?" fragte Doktor Rabe.



„Ich habe die Stimme verloren", sagte der Spatz mit Mühe.
„Wozu mußt du auch immer so laut zwitschern?" antwortete der Rabe. „Ich werde dir eine Medizin geben, aber sie hilft nicht, wenn du den ganzen Tag zwitscherst. Kranke Vögel müssen den Schnabel halten."
Doktor Rabe gab dem Spatz die Medizin. Der Spatz trank die Medizin und ... begann zu zwitschern.
Was wäre er auch für ein Spatz, wenn er nicht zwitschern würde?

Die Zähne des Wolfs

Es lebte ein Wolf auf der Erde. Er war böse, sehr böse. In seinem Rachen waren schreckliche Zähne – scharf wie Dolche. Mit den Zähnen ergriff er ein Schaf – und sofort zerriß er es. Alle fürchteten den Wolf.
Als der Wolf sich einmal gerade satt gefressen hatte, ging ein Widder dicht an ihn heran und verneigte sich tief vor ihm. Er wollte den Wolf für sich gewinnen. Er sagte: „Wolf, liebes Wölfchen, wie stark und klug du bist, ich vergöttere dich."
Oft trieb der Widder dem Wolf kleine Lämmer zum Abendbrot zu.
Schließlich wurde der Wolf alt. Alle Zähne fielen ihm aus. Er konnte nicht einmal mehr Küken fressen, weil er nicht einen einzigen Zahn mehr in seinem Maul hatte. Der Wolf begann, Frösche zu jagen. Als der Widder merkte, daß der Wolf jetzt nicht mehr gefährlich war, lief er zu ihm und begann ihn zu verspotten: „Wolf-Wölfchen, zeig doch einmal deine scharfen Zähne. Ich hasse dich, du lächerliche Figur!"
Erstaunt antwortete der Wolf: „Das bedeutet also, daß du nicht mich, sondern meine Zähne gelobt hast?"



Beliebte Töne zum Singewettstreit

Sei mutig zu dir selbst...

„Frösi": Dean, man sagt dir beim Laufen eine Marathonausdauer nach. So hast du in früheren Jahren einmal eine Wette gegen ein besessenes Maultier gewonnen. Könntest du diesen Spaß wiederholen und uns verraten, wie du ein Pferd zum Singen bringen würdest?

Dean Reed: Ich habe schon vieles gemacht, unter anderem auch diesen Marathonlauf über 110 Meilen. Das sind etwa 180 Kilometer. Mit 21 Jahren lief ich diese Strecke gegen einen gewissen William Smith. Der Unterschied zwischen mir und meinem Gegner bestand nur darin, daß Smith auf einem Maultier ritt und ich neben ihm meine Füße gebrauchte. Auf den letzten Metern war das Maultier vorn, doch ich schaffte es noch, dem Grautier die Fersen zu zeigen. Drei Minuten vor ihm war ich im Ziel. Ich habe nicht mehr gehört, wie es seinem Reiter die Ohren voll gesungen hat.

„Frösi": Die Wette hast du überzeugend gewonnen, doch bei deinen Auftritten singst du doch gar nicht richtig mit. Schummelst du hier nicht ein bißchen, wo wir doch wissen, daß in deinen Filmen alles ohne Netz und doppelten Boden abläuft? Das kannst du an jedem einzelnen Fleck beweisen.

Dean Reed: Weißt du, es ist schade, daß du meine blauen Flecke auf meiner Stimme nicht sehen kannst. Ich singe mit dem Playback, nur etwas leiser. Dabei habe ich mich schon oft geärgert, daß ich gegen mich selbst singen muß. Das kostet manchmal ebensoviel Anstrengung, wie sicher auf ein galoppierendes Pferd zu springen. Schließlich möchte man ja nicht aus der Rolle fallen.

„Frösi": Nimmt es dir überhaupt jemand übel, wenn du einmal nicht den richtigen Ton triffst?

Dean Reed: Bei Außenaufnahmen zu meinem Chile-Film „El Cantor", der meinem von der chilenischen Militärjunta ermordeten Freund und Sänger Victor Jara gewidmet ist, habe ich Kinder vor den Junta-Schergen in Sicherheit zu bringen. Dazu benutzen wir ein Auto. Es ist eine dramatische Szene, die mit Rücksicht auf die Kinder doch mit sehr viel Behutsamkeit gedreht wurde. Ich hatte mir diese unmenschliche Jagd anders vorgestellt und je verwegener ich fuhr, desto begeisterter reagierten die Kinder. Der Produktionsleiter raufte sich die Haare und schwieg.

„Frösi": Das heißt, du gehst in jedem Fall aufs Ganze. Fühlst du dich in einer solchen Situation besonders mutig?

Dean Reed: Nichts verachte ich mehr, als feige zu sein. Angst hat jeder einmal. Doch in dem Moment, wo er sich diesem Gefühl stellt und es überwindet, wächst er über sich selbst hinaus. Eine meiner letzten Reisen führte mich in den Libanon. Hier ist ein Name um die ganze Welt gegangen – Tall Zaatar, jenes leidgeprüfte Dorf im Süden des Landes, das einem barbarischen Luftüberfall der Israelis zum Opfer fiel. Zwölfjährige Kämpfer der Palästinensischen Befreiungsorganisation PLO waren es, die unter Einsatz ihres Lebens dieses Dorf verteidigten. Diesen Kindern fühle ich mich wegen ihrer mutigen Haltung so verbunden, daß ich beschlossen habe, über sie einen Film zu machen.

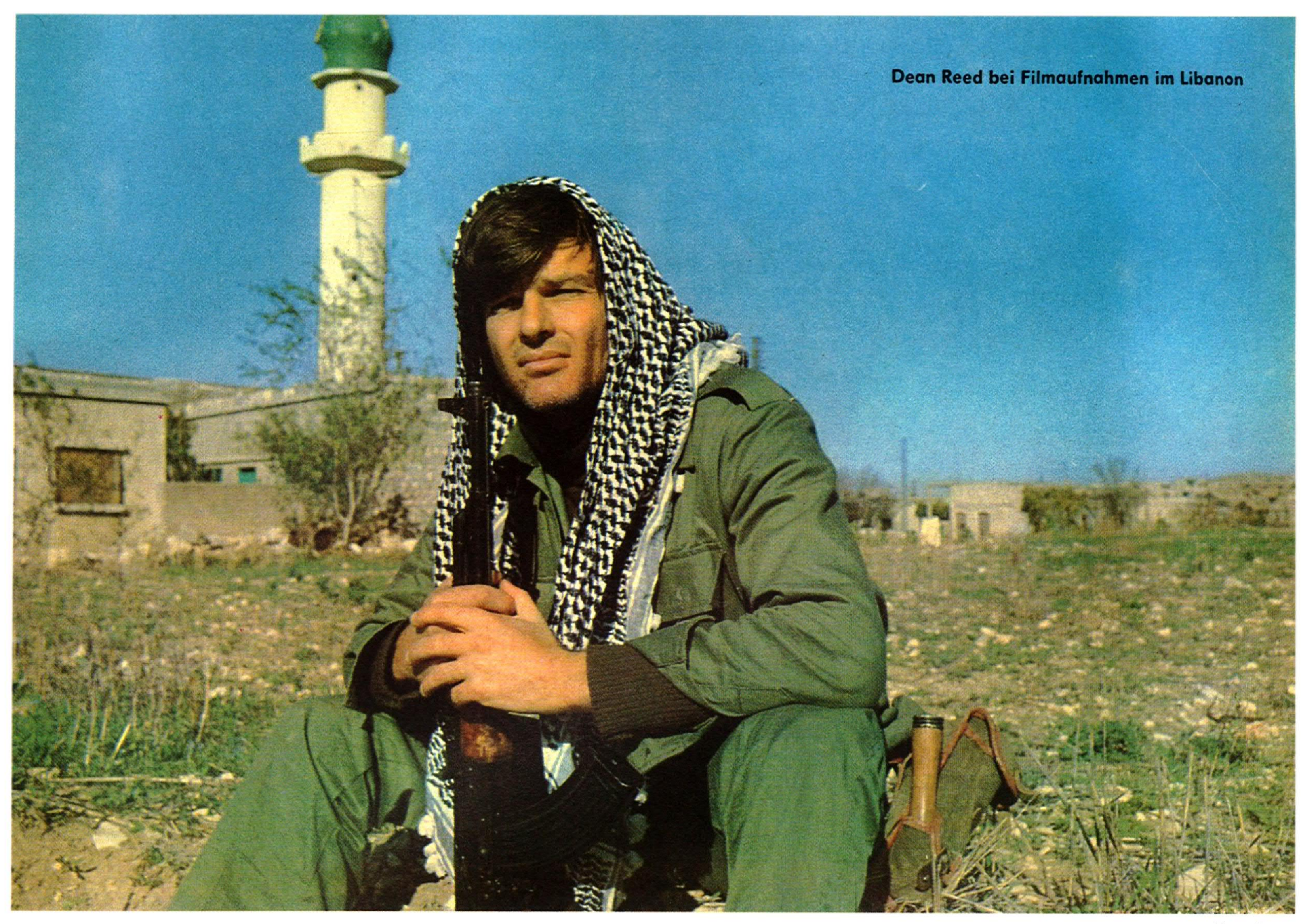

Dean Reed bei Filmaufnahmen im Libanon

Foto: Privat

„Frösi“: Alle deine Lieder sind Ausdruck einer konsequenten politischen Haltung. Es fällt auf, daß du in vielen Liedern die Liebe besingst. Welche Liebe meinst du?

Dean Reed: Ich singe von der Liebe zu den Kindern, zu meiner Tochter Natascha, von der Liebe zu den Millionen Menschen, die nichts lernen können, die Hunger haben und keinen Arzt aufsuchen können, wenn sie krank sind. Ich besinge die Menschen, die unentwegt dafür kämpfen, daß die Wahrheit über die Verbrechen des Imperialismus ans Tageslicht kommt. Das ist eine der Formen meiner Solidarität.

„Frösi“: Du hast einen Hund, Dean, der auf den schönen Namen „Scharik“ hört. Bist du mit ihm schon einmal über die Tonleiter gelaufen?

Dean Reed: Wenn du mich so fragst, muß ich überlegen, ob ich überhaupt schon einmal auf einer gestanden habe.

„Frösi“: Welche Frage wurde Dir überhaupt noch nie gestellt?

Dean Reed: Wie alt bist du, Dean?

„Frösi“: Wir antworten für dich: 39 Jahre.

Dean Reed: Ich danke dir für diese Auskunft.

(Das Gespräch führte Ralf Kegel)

Für alle Leser der FRÖSI.

Ich wünsche Euch alles gute!

Euer Freund

Dean Reed

Hier wird etwas vorgemacht, was man sofort nachmachen kann. „Frösi“ gibt euch Grips-Informationen und unternimmt so mit euch eine Rätsel-Wanderung. Lest, denkt nach und ihr erkennt X. Trainiert mit uns schon jetzt für die Ferieninitiative „Meine Heimat DDR“.

GESUCHT WIRD ...

kein Dorf, kein Haus, kein Museum, sondern der Name eines ganzen Bezirkes.
Gesucht wird der Bezirk X. „Frösi“ gibt euch einige Informationen, und ihr sollt dann den Namen von X entschlüsseln!



Zeichnung: Jutta Mirtschin

GRIPS-NOTIZEN

Die Betriebe oder Kombinate des Bezirkes liefern fast 100 Prozent der DDR-Produktion von Fotoapparaten, Bügeleisen, Röntgengeräten, Verpackungsmaschinen, Bremsbelägen und Fußbodenbelag aus Nadelfilz.

Über 9 000 Mähdrescher vom Typ E 512, gebaut vom Landmaschinenkombinat Fortschritt, arbeiten auf Erntefeldern unserer Republik. Dieser Mähdrescher wird in Indien liebevoll „weißer Elefant“ genannt.

Millionen Fernsehzuschauer von Moskau bis Tokio, von Rom bis Stockholm und Budapest bekommen täglich Sebnitzer Kunstblumen ins Haus geliefert. Die farbenprächtigen Bildschirmarrangements, die 2 500 Sebnitzer Blumenmacher in 25 Länder liefern, verwelken nie.

„Riesenluftballons“ bis zu 70 m Länge und 20 m Höhe werden in Niesky zusammengefügt. Diese Traglufthallen sind in allen RGW-Ländern zu finden.

An den Universitäten und Hochschulen studieren junge Menschen aus 74 Ländern.

Nicht nur bei der Staatskapelle und der Philharmonie wird auf die Pauken geschlagen. Auch in Moskau, Amsterdam, Mailand, Wien und New York stehen aus Kupfer handgetriebene, mit Kalbfell bespannte Kesselpauken vom VEB Schlaginstrumentenbau.

Fast 17 Prozent der Metallurgie-Erzeugnisse unserer Republik, 16 Prozent der Elektrotechnik/Elektronik, 16 Prozent des Baumaterials, 15 Prozent der Textilindustrie und 12 Prozent der Erzeugnisse des Maschinen- und Fahrzeugbaues werden im Bezirk X. gefertigt.

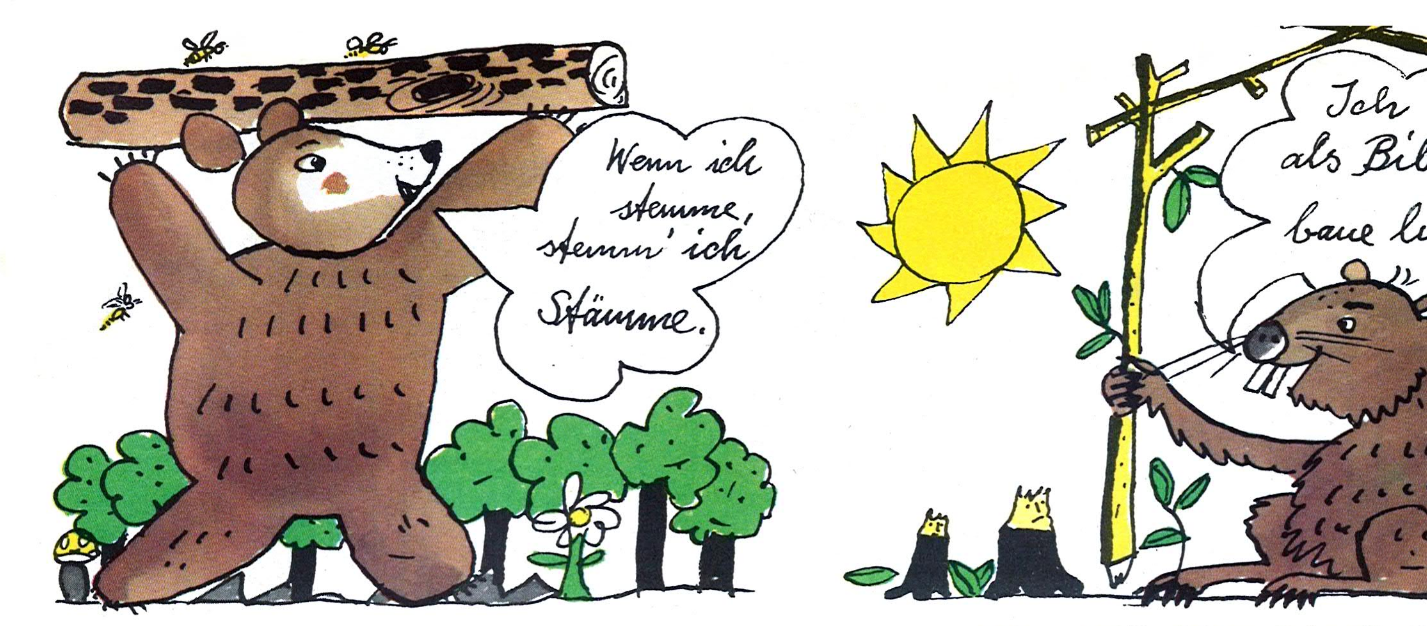
Der Waggonbaubetrieb des Bezirkes X. ist weltgrößter Produzent von Doppelstockzügen.

„Glashütte“ wird auch die „Millimeterstadt“ genannt. Jeder zweite Einwohner arbeitet in der Uhrenindustrie an Erzeugnissen höchster Präzision.

Schreibt den Namen des Bezirkes auf einer Postkarte an „Frösi“, 1056 Berlin, Postschließfach 37. Einsendeschluß: 15. Juni 1978

Zwei Preisträger fahren in den Bezirk X. Zwei „Frösi“-Leser, deren Namen aus den richtigen Einsendungen zur Preisaufgabe ausgelost werden.

Kennwort: GESUCHT WIRD



Zeichnung: Fred Westphal, Fotos: Herbert Schier (1), Hans-Joachim Mirschel (1)



Wir Wanderkinder

Der Wandertag ist so beliebt,
weil's keine Hausaufgaben gibt!

Das Wandern ist des Müllers Lust –
doch nur, wenn du nicht laufen mußt!

Ich wandre ja so gerne
von hier bis zur Laterne.
Doch wird der Weg dann weiter,
dann wird der Flunsch auch breiter!

Ziele wählt der kluge Mann,
die er nicht erreichen kann.
Denn was man noch mit Spaß erreicht,
ist für'n Wandertag zu leicht!

Peter Ensikat

Zur Erinnerung

Ach, wie ist das Gras so grün
und die Löwenzähne blühn.
Gut gedeckt durch eine Mähne,
naht ein Pferd und frißt die Zähne.
Worauf die Wiese zahnlos spricht:
„Vergescht nur ja den Tschahnartscht nicht!"

Christine Lost



Kleider machen Leute

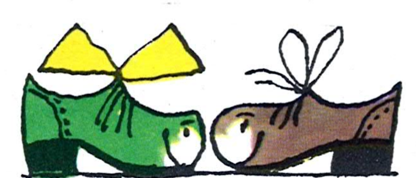
Zum Wandertag zieht jedermann
seine feinsten Sachen an,
weil – wenn man zum Wandern zieht –
einer auf den andern sieht.

Neue Schuhe, die fein drücken,
weiße Strümpfe, die entzücken
jedes kluge Wanderkind,
weil sie so schön praktisch sind.

Warme Pullis, wenn es warm ist,
zeigen gleich, daß man nicht arm ist.
Kurze Hos' und Hemd dagegen,
passen gut zu kaltem Regen.

Denn, um nicht als feig' zu gelten,
muß man sich auch mal erkälten.
Schließlich ist ein Wandertag
schöner als ein andrer Tag!

Peter Ensikat



Sie wird's schon machen!

Vor einem knappen
halben Jahr –
mein größter Traum,
er wurde wahr.
Mich hat Papa
so froh gemacht
und einen Hamster
mitgebracht.

Das kleine Tier
war so poussierlich,
den ganzen Tag
war es manierlich.
Nur abends hat es
Krach gemacht,
ach ja, ich habe
oft gelacht.

Doch das ist lange
schon vorbei.
Der Hamster ist mir
einerlei.
Den Käfig säubert
Mutti nun –
ich habe besseres
zu tun.

Und zum Geburtstag
wünsch' ich mir
ein Wellensittich-
Fliegetier!

Frank Frenzel

Die blaue Mühle

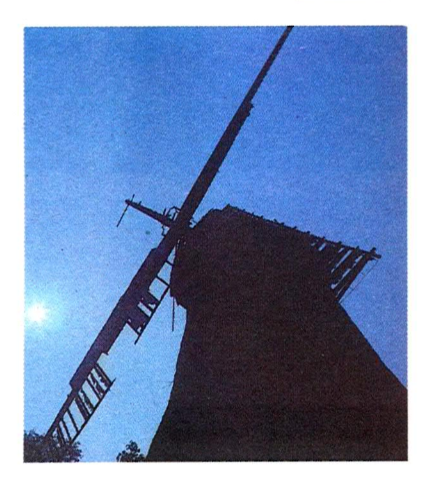
Müde Flügel, blinde Fenster,
Spinnen, Staub und Nachtgespenster,
ach, ich bin ja so schön alt:
Mühle blau am grünen Wald.

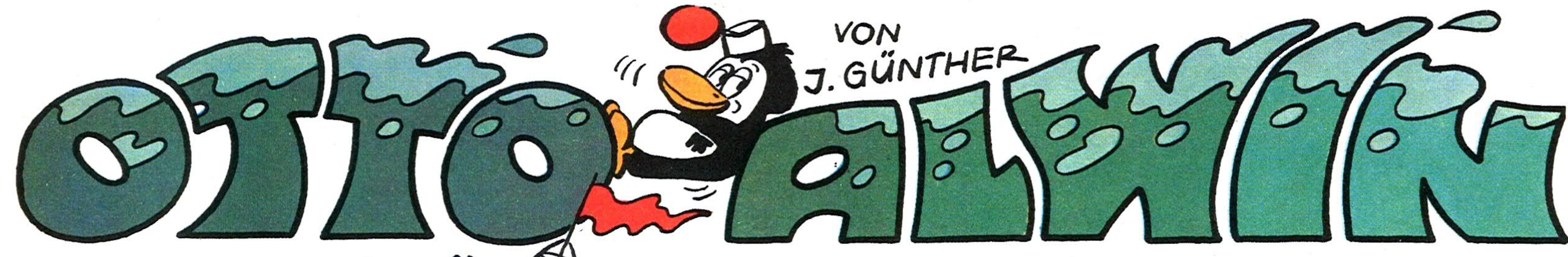
Unter meinem Dachgehäuse
hängen sieben Fledermäuse,
während unten Disteln blühn:
Mühle blau am Walde grün.

Ja, ich kann mir dieses leisten,
denn ich wecke bei den meisten
sehr romantische Gefühle:
grüner Wald und blaue Mühle.

Wenn jedoch in Schülermappen
dreizehn graue Motten trappen,
sollte man es nicht versäumen,
sie mal wieder aufzuräumen!

Christine Lost





UNSERE FREUNDE BEFINDEN SICH IN EINER ZIEMLICH AUSSICHTSLOSEN SITUATION, SIE SITZEN WEIT DRAUSSEN IM MEER AUF BOJE 5 UND HOFFEN AUF RETTUNG.













